Schulstaub und Hofluft.

Oder

der glücklich gewordene Hofmeister.

Eine neue mit allem Fleiß bearbeitete Uebersetzung
des Baccalaureus von Salamanka,
von Herrn le Sage.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1783.

Coburger Landes-Bücherei

Zweyter Theil.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Don Cherubin de la Ronda wird funfzehn Monate nach seiner Heurath der unglücklichste aller Ehegatten. Don Gabriel entführt seine Frau. Er verfolgt sie: — aber umsonst. Ein Gespräch welches er mit seinem Bedienten hält. Er entschließt sich seine fernern Nachsuchungen einzustellen, und nach Mexiko zu gehen.

Wir lebten also alle zusammen sehr glücklich. Don Manuel und Don Gregorio gaben mir alle Tage die überzeugendsten Beweise ihrer Freundschaft; und ich that dasselbe. Auch unsere Gemalinnen lebten eben so einig mit einander, und es wird vielleicht manchem lügenhaft klingen, ich kann aber auf mein Wort versichern, daß sie sich auch nicht ein einzigesmal mit einander gezankt haben, und das will sehr viel sagen, da Don Manuel und ich nur ein einziges Haus ausmachten. Freylich traf es sich oft, daß sie einander widersprachen — denn welche Frau widerspricht

wohl nicht? — aber ihre kleinen Streitigkeiten endigten sich gemeiniglich durch einen Scherz. Um unser Glück noch vollkommner zu machen, gab uns der Himmel ungefähr zehn Monate darauf allen dreyen sehr authentische Versicherungen, daß er unsere Ehen segnete: Ismene kam mit einem jungen Sohne nieder, Donna Paula mit einer Tochter und meine Schwester mit zweyen auf einmal, um eine lange Unfruchtbarkeit wieder einzubringen, oder wenn man lieber will, um ihren Mann zu überzeugen, daß er allein die Kunst verstünd ihren Acker zu befruchten.

Unsere Freude über diese drey glücklichen Entbindungen recht sichtbar an den Tag zu legen, stellten wir Feste an, woran fast die ganze Stadt Theil nahm. Von nun an hatten wir nichts mehr zu wünschen übrig, wir mochten uns befinden wo wir nur wollten, so folgte uns die Freude überall auf dem Fusse nach, und ob wir gleich schon in unserer Familie einen unerschöpflichen Quell von Vergnügen hatten, so gab es doch auch noch eine grosse Anzahl von Freunden, welche sich ein süsses Geschäft daraus machten, unsere Freuden zu vermehren, indem sie sie mit uns theilten. Waren wir auf Clevilents Schlosse, so fanden wir an den Hidalgo's der herumliegenden Gegend sehr angenehme Gesellschafter, und wenn wir uns in Alkaraz befanden, so war unser Haus der Sammelplatz des sämt-

lichen Adels der Stadt und aller vornehmen Fremden, welche durch reißten.

Unter den vielen Kavaliers, welche an unsern Vergnügungen Theil nahmen, war auch einer der sich Don Gabriel de Monchique nannte. Er sagte, er sey aus Algarbien gebürtig und gab sich für einen Anverwandten des Grafen Villanova aus. Auf seiner Reise durch Spanien hielt er sich eine Zeitlang in Alkaraz auf und war in unserm Hause bekannt worden. Ueberdem, daß er ein Gefolg von Kavaliers bey sich hatte, besaß er ungemein viel Lebensart und Weltkenntniß, war wohl gemacht und es war in seinem Betragen so viel Edles, daß es einem gar nicht einfiel zu muthmaßen, daß er aus niedrigem Stande seyn könnte. Eher hätte man ihn für einen jungen Prinzen halten sollen, der incognito reiste, als für einen blosen Edelmann. Ich habe so leicht nicht wieder einen so liebenswürdigen und schönen Kavalier gesehen; und was noch mehr war, sein Verstand entsprach seinem Aeuserlichen vollkommen. Meine Schwäger und ich wurden gleich auf den ersten Anblick so sehr von ihm eingenommen, daß wir uns um seine Freundschaft auf das angelegendlichste bewarben. Wir machten uns ein Vergnügen daraus, ihn unsern Weibern vorzustellen, welche uns vielleicht in ihren Herzen nicht wenig tadelten, daß wir unbehutsam genug waren, sie mit

einem so gefährlichen Manne bekannt zu machen. Aber wir gute ehrliche Ehemänner liessen es uns gar nicht einfallen schlimme Folgen davon zu befürchten, sondern handelten gegen ihn als ächte Franzosen, das heißt, wir nahmen ihn ganz treuherzig auf die Gefahr unserer Stirnen in unserm kleinen Kreise auf.

Wir bemerkten gar bald, daß wir den Wolf in unsere Herde gebracht hatten und zum Unglück für mich war meine Frau das arme Schäfchen, welches er sich zu seinem Fraße aussuchte. Ich merkte wohl, daß sie ihm nicht mißfiel, aber ich lachte anfänglich nur darzu. Ich wünschte so gar meiner Frau dann und wann im Scherze Glück zu der Eroberung eines so hübschen Kavaliers, und sie antwortete mir in dem nämlichen Tone, daß es ihr sehr lieb sey, daß sie auf diese Art Gelegenheit hätte mir ein so schmeichelhaftes Opfer bringen zu können; ja was noch mehr, ich spottete so gar den Don Gabriel mit seiner Liebe bey mir heimlich aus, und hatte meine Freude darüber, einen so liebenswürdigen Mann vergebens seufzen und schmachten zu sehn; denn das schmeichelte meiner Eitelkeit nicht wenig: mit einem Worte, ich rechnete zu sehr auf die Tugend meiner Frau, um sie in Verdacht zu halten, daß sie sich jemals so weit von ihrer Pflicht entfernen könnte. Aber ich rechnete ohne den Wirth! Der Verführer hatte sich einmal seinen Plan gemacht

und er führte ihn durch die Beyhülfe einer alten Kammerfrau, welche eine ausserordentliche Gewalt über meine Frau hatte, nur allzuglücklich aus.

Diese Verrätherey war so fein angelegt, daß niemand von uns allen nur den mindesten Verdacht davon hatte. Ja meine Frau war schon sehr weit von Alkaraz, als man mir erst hinterbrachte, daß sie mit der alten Antonia und Don Gabriel, der sie wahrscheinlicher Weise entführt hätte, verschwunden sey. Ich maß der ersten Nachricht, die man mir davon brachte, nicht den geringsten Glauben bey, denn die Sache schien mir nicht einmal möglich, geschweige denn wahrscheinlich.

„Das kann gar nicht seyn!" sagte ich, „daß meine Frau, deren Tugend bisher so probefest gewesen ist, sich so sehr sollte vergessen können. Das wär ein Streich der seines Gleichen nicht hätte! Wenn es noch Franziska oder Ismene wären, da sollt michs gar nicht wundern, denn denen säh' so ein Streich ähnlich: Aber meine Frau, welche die Tugend selbst war — — und gleich wohl ist sie doch fort. — — wie in aller Welt mag das wohl zugegangen seyn? Don Gabriel muß schlechterdings Gewalt gebraucht haben! Aber was für Mittel mag er nur angewandt haben um sie aus dem Schoose ihrer Familie und aus den Armen ihres Mannes zu reissen, ohne daß jemand seine

Absichten bemerkt hat? Er muß ein Zauberer seyn, anders ist es gar nicht möglich!"

Meine beyden Schwäger waren über diesen Zufall nicht weniger bestürzt als ich, und wir wußten alle nicht was wir von dieser Entführung denken sollten. Aber wir liessen es nicht bey den blossen Betrachtungen darüber bewenden. Wir bemühten uns alle drey den Weg ausfindig zu machen, welchen der Entführer mit seinem Raube konnte genommen haben; aber unsere Nachstellungen liefen alle fruchtlos ab. Wir vermutheten also, Don Gabriel müsse nach der Küste von Karthagena geflohen seyn, wo er wahrscheinlicher Weise ein Schif in Bereitschaft gehabt habe um mit seiner Helene nach Portugal zu gehn. Diese Vermuthung schien mir die wahrscheinlichste, und ich entschloß mich diesem neuen Paris in Person dahin zu folgen, denn ich schmeichelte mir ganz gewiß ihn dort zu treffen.

Don Manuel, dessen Ehre bey dieser Sache selbst mit im Spiele war, und der sich also für verpflichtet hielt, den Don Gabriel wegen seines Unternehmens zur Rechenschaft zu ziehen, wollte mich durchaus begleiten. Was ich ihm auch für Gegenvorstellungen machen konnte, so beharrte er schlechterdings bey diesem Entschlusse, denn er behauptete, daß dieser Schimpf ihm als Bruder eben so nah angieng, als mir als Ge-

mahl. Ich versuchte es noch einmal ihn zu bitten, daß er mir die ganze Rache allein überlassen sollte, und endlich gab er nach; aber ich glaube, ich würde doch nicht durchgedrungen haben: wenn ich nicht von den Thränen seiner Gemahlin wäre unterstützt worden.

Ich machte mich also fertig, den Don Gabriel nach zu setzen, empfahl Ismenen die Erziehung meiner Tochter und ihrem Manne die Verwaltung meines Vermögens, versahe mich mit einer so großen Menge Gold und Juwelen, als ob es mir geahndet hätte, daß ich Alkaraz in langer Zeit nicht wieder würde zu sehn bekommen, und reiste ab. Der Abschied gieng nicht ohne Thränen ab, besonders meine Schwester und Ismene vergossen ihrer in Menge: Entweder unsere Trennung gieng ihnen wirklich so nahe, oder sie waren immer noch gute Schauspielerinnen.

Ich durchreiste ganz Portugal, gieng von Stadt zu Stadt, und erkundigte mich überall nach den Don Gabriel, aber keine Seele wollte etwas von ihm wissen. Ich war voller Verzweiflung, daß ich meinen Feind nirgends fand, denn ich athmete nichts als Rache.

„Welche Prahlerey!" werden meine Leser hier ausrufen, wenn sie sich noch des Handels mit Don Ambrosius de Lorka erinnern, und der Mühe die ich anwenden muste um mir zum Zweykampf Muth zu machen; inzwischen kann ich Ihnen auf mein Wort ver-

sichern, daß ich den Don Gabriel blos in der Absicht aufsuchte, um mir mit dem Degen in der Faust Genugthuung zu verschaffen: Entweder war ich seitdem herzhafter worden, oder die beleidigte Ehre vertrat die Stelle des Muths bey mir.

„Mein Herr!" sagte Dosten mein Bedienter eines Tages zu mir, welcher des vergeblichen Herumziehens von einem Ort zum andern endlich von Herzen müde war, „mich dünkt, wir geben uns alle beyde sehr vergebliche Mühe. Sie haben sich nun einmal in den Kopf gesetzt, den Don Gabriel in Portugal aufzusuchen, und der Himmel weiß, ob er nicht lange in Frankreich oder Italien ist, und überdem sind Sie denn auch gewiß überzeugt, ob das Frauenzimmer, die er entführt hat, auch ganz gewiß verdient, daß sie ihr zu gefallen Ihr Leben wagen? Was mich betrift, — sie müssen mir aber meine Aufrichtigkeit verzeihen — ich glaube eben nicht, daß sie wider ihren Willen mit dem Don Gabriel, oder um ihn beym rechten Namen zu nennen, mit dem Vagabonden, gereist ist, denn ich müste mich sehr irren, oder dieser feine Herr ist nichts weiter als eine neue Auflage des Gusman von Alfarache oder etwas dem Aehnliches; und wenn das so wäre, was hülf' es Ihnen denn da, wenn Sie dem Entführer den Hals brächen, und alsdenn Ihre ungetreue Gemalin wieder über dem Halse hätten: ist

es nicht zwanzigmal klüger, Sie überlassen sie beyde ihrem Schicksale?" „Ganz gewiß!" antwortete ich, „wenn mich irgend etwas überzeugen könnte, daß sie sich mit ihrer Einwilligung hat entführen lassen, so würde ich im Augenblicke abstehn, sie ferner aufzusuchen, ich würde die Niederträchtige verabscheuen, und statt ihr nachzufolgen, mich so weit als möglich von ihr entfernen; aber ich kann sie nicht für strafbar halten!"

„Welche Verblendung!" rufte mein Vertrauter aus. „Wie? mein Herr! bey alle dem Verstande, den Sie besitzen, können Sie nicht begreifen, daß es möglich sey, daß die tugendhafteste Frau ihre Tugend vergessen kann, so bald sie von einem hübschen Kerl verfolgt wird? Was das für Vorurtheile sind! Ich urtheile nicht so günstig als Sie von Donna Paula, und ich habe meine guten Ursachen, in ihre Tugend ein kleines Mißtrauen zu setzen. Wollen Sie wissen, warum? Ich belauschte einmal den Don Gabriel, als er sich mit der alten Antonia sehr geheimnißvoll unterhielt, und ich bin gewiß versichert, daß Ihre Stirne bey dieser Unterredung mit intereßirt war, und vermuthlich hatte Antonia von ihrer Frau den Auftrag mit Don Gabriel den Entführungsplan abzureden."

Dieser treue Diener sagte mir so vielerley Dinge über den nämlichen Gegenstand, und brachte die Unterredung so oft darauf, daß es ihm endlich gelang, mir zu überreden, daß ich eine Heuchlerinn geheurathet hätte. Nun gieng ich von einem Aeussersten zum andern. „Doston!" schrie ich, „du öffnest mir die Augen! Ja ich habe mich von einer falschen Tugend blenden lassen. Gewisse Umstände, an die du mich eben wieder erinnert hast, überreden mich das nur allzudeutlich. Donna Paula ist eine treulose, deren Andenken ich verfluche." So ists recht!" rief Doston, „dem Himmel sey Dank, daß Sie endlich in diesen Gesinnungen sind. Kommen Sie mein bester Herr, wir wollen nun nicht mehr einer Person nachlaufen, welche sich ihrer ganzen Verachtung und Ihres Zornes würdig gemacht hat. Lassen Sie uns nach Alkaraz zurück kehren, wo Ihre Freunde das ihrige darzu beytragen werden die Ungetreue aus Ihrem Gedächtnisse zu verbannen!

„Ach Doston! was räthest du mir da!" schrie ich, „eher könntest du mir zumuthen meinen Namen zugleich mit meiner Schande im mittelsten Afrika zu vergraben! Ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen nach dem tödlichen Streiche den meine Ehre dadurch empfangen hat, wieder nach Alkaraz zu gehen: Lieber wolt ich mich auf ewig von dort verban-

nen, wenigstens auf eine Zeitlang." „Nun wohl!" erwiederte er," weil es Ihnen so viel Ueberwindung kostet, Ihre Freunde wieder zu sehn, so lassen Sie uns einen andern Weg einschlagen. Wir wollen nach den abendländischen Inseln reisen. Ich habe so viel wunderbares von Mexiko gehört, daß es mir ausserordentlich lieb seyn würde, wenn Sie sich entschlössen, dahin zu gehen: denn es ist ein Land, wie man sagt, wo ein ewiger Frühling herrschen soll, wo man fast gar keinen Kranken antreffen soll, wo die Eingeweide der Erde lauter Silber seyn sollen; und wo die Flüsse auf lauter Goldsand hinfliessen sollen. Dorthin solten Sie reisen, lieber Herr!" „Du machst mir wahrhaftig nicht übel Lust darzu," sagte ich, „wohlan! wir wollen nach neu Spanien reisen: vielleicht bringt mir diese Reise meine ungetreue Frau wieder aus den Gedanken."

Dieser Entschluß war nicht sobald gefaßt, als ich mich schon auf den Weg nach Cadix machte, wo ich mich schon nach acht Tagen nach Mexiko einschifte. Ich traf ein Kauffartheyschif, welches im Begrif war nach Vera-Krux zu reisen und benutzte diese Gelegenheit.

Zweytes Kapitel.

Don Cherubin kommt in Vera = Krux an, und begiebt sich von da zu Lande nach Mexiko. Sonderbare Unterhaltung mit einem Maulthiertreiber. Die Nachrichten, die er von Mexiko bekömmt, machen ihm sehr gute Hofnung.

Um dem Leser eine ermüdende Reisebeschreibung zu erspahren, will ich ihm den Gefallen thun, und sogleich in Vera = Krux ankommen. Da man von da aus nach Mexiko gewöhnlicher Weise den Weg auf Maulthieren macht, so gab ich dem Wirthe, bey dem ich wohnte, den Auftrag mir eines zu besorgen. „Gnädger Herr!" sagte er mir den andern Tag, und wo er mir einen vorstellte, „hier haben Sie den besten Maulthiertreiber im ganzen Lande; er wird Ihnen sehr gutes Vieh geben und Ihre Sachen wohl in Acht nehmen. Ueberdem ist es ein Kerl, welcher Verstand hat und beständig aufgeräumt ist. Er wird Ihnen lustige Liederchen vorsingen und hundert kleine Geschichtchen erzählen, womit sein Kopf über und über vollgepropft ist. Ists nicht wahr? Meister Tobias!"

„O ja! Herr Gutierez!" antwortete Tobias, „ich habe dem Himmel sey Dank, einen so grossen Sack von dem Zeuge voll, daß der Herr und ich bis nach Mexiko damit ausreichen können, ob wir gleich noch acht-

zig tüchtige Meilen bis hin haben. Es sind erst zwey Monate, daß ich einen Mönch hinführte, den hab ich viel solche Geschichtchen erzählt, daß ich immer glaubte, er würde für Lachen platzen, denn es war eine ausserordentliche dicke Maschine."

Aus dieser Antwort schloß ich, daß Tobias, wie der Wirth gesagt hatte, wirklich ein lustiger Kautz war, und ich sah das nicht ungern: „wenn mir auch manchmal die Ohren von seinem Gesange oder seinen Erzählungen wehthun, sagte ich zu mir selbst, so wird er mich doch ein andermal wieder belustigen. Vielleicht kann er mir auch obendrein von allerhand Dingen Nachricht geben, die mir Vortheil verschaffen können. Doston hatte eine desto größere Freude über unsern lustigen Reisegefährten, weil er glaubte mich mit dem Beystande dieses Menschen einer finstern Melancholie zu entreissen, worein ich manchmal versank; denn das Bild der Donna Paula in den Armen des Don Gabriel verfolgte mich unaufhörlich.

Tobias kam den folgenden Morgen so wie der Tag anbrach, unserer Abrede gemäs, mit vier Maulthieren in den Gasthof. Wir machten uns auf den Weg, und wir hatten kaum eine Viertheilmeile zurücke gelegt, so ließ Tobias eine Baßstimme hören, welche wohl einem Kantor in einer Cathedralkirche würde Ehre gemacht haben. Er sang ein Lied, welches zu Karl des fünften Zeiten auf die Eroberung von Mexiko gemacht war,

Der Ruhm meiner Nation war mir zwar lieb genug um die Heldenthaten des tapfern Cordez und seiner Gefährten gern zu hören; aber überdem, daß man mir die fast unglaubliche Geschichte dieser Eroberung wohl tausendmal erzählt hatte, machten auch die Verse, die Tobias sang, keine gar zu angenehme Wirkung auf die Ohren und noch weniger auf den Verstand, denn sie waren der Würde ihres Gegenstandes nicht im geringsten angemessen.

Nachdem ich einige zwanzigmal immer eine und eben dieselbe Melodie hatte anhören müssen, unterbrach ich den Sänger. „Lieber Tobias!" sagte ich zu ihm, „Ihr singt gar vortreflich, aber für dießmal wollen wir es genug seyn lassen. Mein Wirth sagte mir gestern, Ihr wüßtet eine Menge von lustigen Histörchen, wollt ihr uns wohl einige davon erzählen?" „Je zehne für eine!" antwortete er. „Sie sollen hören, daß Gutierez kein Lügner ist, und zur Dankbarkeit, weil er mich dieses Talents wegen vorzüglich gelobt hat," setzte er mit einem boshaften Lächeln hinzu, „will ich sogar mit seiner eignen Geschichte, die Ihnen ziemlich lustig vorkommen wird, den Anfang machen." —

„Herr Gutierez machte einmal eine Reise nach Portugal, verliebte sich dort in die Tochter eines Bürgers aus Sandarem, welche jung und schön war, und heurathete sie. Einen Monat darnach schifte er sich mit ihr nach Vera-Krux ein, in der Absicht sich da nieder zu lassen, miethete das Haus, worinnen er jetzt

noch wohnt, und fing eine Wirthschaft an. Er wurde sehr bald gewahr, daß er einen gescheuten Streich gemacht hätte. Seine Gaststube war den ganzen Tag voll Menschen, welche die Artigkeit seiner Frau dahin lockte; man sprach in der ganzen Stadt von nichts als von der schönen Portugiesin, denn unter diesem Namen war sie überall bekannt; und man kann sagen, daß sie so viel Eroberungen machte, als junge Leute bey ihrem Mann aus und ein gieugen. Gutierez, welcher eigentlich der eifersüchtigste Mann von der ganzen Welt ist, sahe die Zahl der Anbeter von seiner Frau mit Schaudern und Entsetzen tagtäglich zunehmen, und um seine Frau ihren Liebhabern aus den Zähnen zu rücken sperrte er sie in ein abgelegnes Zimmer ein und ließ ihr das Essen durch einen Negersklaven bringen welcher sein ganzes Vertrauen besas. Sie können leicht glauben, daß sich ein Mann, der seine Frau aus bloser blinder Eifersucht und ohne eine triftige Ursache zu haben sich über sie zu beschweren, so behandelte, bey alle denen nothwendig verhaßt machen mußte, welchen seine Tyranney bekannt war; das heißt bey der ganzen Stadt: denn alle Kinder auf der Gasse sprachen davon, jedermann nahm an dem Schicksale der schönen Portugiesin Antheil und bat den Himmel, daß er sie von ihrem Tyrannen erlösen möchte: und diese Gebete wurden erhört. Der Negersklave, welchem ganz allein der Zutritt in das Gefängniß der jungen Frau vergönnt war, wurde endlich von ihren unaufhörlichen Klagen

und Seufzern so gerührt, daß er einmal des Nachts seiner Gelegenheit absah, und sich mit ihr aus dem Staube machte; und seit ihrer Verschwindung aus Vera=Krux hat von allen beyden kein Mensch wieder etwas gehört.

Der Maulthiertreiber brach bey diesen Worten auf Kosten des Gastwirths in ein lautes Gelächter aus. Da ich sehr ernsthaft blieb, so glaubte Tobias, diese Geschichte hätte mir nicht gefallen, und um mich aufgeweckt zu machen, fing er an einen Traum zu erzählen, welchen ein ehrlicher Bürger in Vera-Krux, dessen Frau sehr haushälterisch war, vor Kurzem gehabt hatte. „Sie spielte die Frau im Hause," sagte Tobias, „und machte mit ihrem Mann was sie wollte. Es ist wahr, sie hatte Ursache das zu thun, denn ihr Mann war ein grosser Liebhaber von Spielen, und sobald er etwas Geld in die Hände bekam, so gieng er hin, spielte, und verlohr gemeiniglich; wenn er alsdenn nach Hause kam, so war er gar kein Mensch mehr, er lermte dann wie der lebendige Teufel. Dieses hatte seine Frau auf den Entschluß gebracht das Regiment zu führen, und die Geschäfte ihres Mannes zu übernehmen und nach ihrer Willkühr zu betreiben, und das gelang ziemlich wohl. Wenn alle Weiber diesem Beyspiele folgten, wie viele glückliche Ehen würde es da nicht geben; aber so verthun die meisten dieselben Summen im Putz oder wohl gar mit ihren Liebhabern, welche der Mann zugleicher Zeit verspielt: und dann müs-

sen freylich die mehresten Häuser zu Grunde gehen. Doch ich will die Moral jetzt bey Seite setzen! Eine von den Haupteigenschaften, welche diese Frau noch überdem besaß, war eine überaus grosse Liebe zur Reinlichkeit, welche in ihrem Hause vom Keller bis auf den Boden herrschte."

„Eines Tages kam ihr Mann aus dem Spielhause, wo er gewöhnlich hingieng und hatte dießmal, wie das immer geschah, sein ganzes Geld bis auf den letzten Heller verspielt; er verlangte welches von seiner Frau für den folgenden Tag, und sagte: er wäre schuldig geblieben, und hätte demjenigen, der es ihm abgewonnen hätte, sein Ehrenwort darauf gegeben; aber diese Forderung ward ihm abgeschlagen. Sein Zorn darüber war ausserordentlich groß: er nahm Stühle und Tische, warf einen über den andern, beladete seine Frau mit Schimpfworten und fluchte sie zwanzigmal zum Teufel. Ich glaube, wenn der Teufel in diesem Augenblicke gekommen wär, er hätte ihn seine Frau mit der grösten Kaltblütigkeit holen sehn. Er schwor, er wollte das Haus verlassen und keinen Fuß wieder hineinsetzen. Seine Frau, welche dieses Betragen schon gewohnt war, sagte kein Wort, ließ ihren Herren Ehegemal knurren und brummen wie er wollte, und machte indessen in aller Stille das Abendessen zu rechte. Der Tisch wurde gedeckt, er setzte sich mit seiner Frau nieder und er vergaß entweder seinen Zorn oder der Wein that etwas bey der

Sache, er wurde ruhig und aß für vier Mann. Hierauf legte er sich nieder, indem er hin und her sann, wo er Geld herbekommen würde. Mitten unter diesen Entwürfen schlief er ein. Sein Kopf war so voll vom heutigen Verluste und vom Gewinste den er morgen zu machen gedachte, daß er einen der poßirlichsten Träume hatte, die ich in meinem Leben gehört habe. Sie sollen gleich selbst davon urtheilen."

„Er träumte, er ging sehr frühe aus dem Hause weg, und weil er gar keinen andern Ausweg wuste Geld zu bekommen, so gerieth er auf den Einfall auf den Namen seiner Frau welches zu borgen. Es begegnete ihm unter Wegs ein kleines buckligtes Männchen mit einem Stelzfuße." „Zador," redete ihn das Männchen an, „es ist mir lieb, daß ich Dich hier treffe: ich möchte wissen, ob Du noch eben so gesinnt bist, wie gestern Abend?" „Wer bist du?" antwortete Zador, und was soll das heissen? Ich kenne dich ja nicht, und habe dich in meinem Leben noch nicht gesehn." „Es ist wahr" antwortete jener, von Person kannst Du mich nicht kennen, aber doch ganz gewiß par Renomee, denn ich habe genug Lerm in Spanien und an auswärtigen Höfen, wo ich immer noch glänze, gemacht. Ich bin der hinkende Teufel *) Ich heisse Asmodi." „Wie?" erwiederte Zador, „Du bist der, welcher dem jungen Crofas so viele Dienste ge-

*) Eine Anspielung auf einen Roman dieses Namens von eben demselben Verfasser. A. d. U.

leistet hat?" „Eben der" antwortete das Männchen, und ich bin gesonnen Dir eben so redliche Dienste zu leisten, so bald Du mir versicherst, daß Du mir deine Frau geben willst. Du schicktest sie gestern Abends so oft zum Teufel, und wenn das einmal dein Ernst ist, so verdiene ich wohl den Vorzug. Ich will Dir dafür einen Schatz zeigen, welcher so viel Gold und Silber enthält, daß Du nicht im Stande bist es zu verspielen, und wenn Du noch tausend Jahre lebst. Ich glaube, Du wirst Dich über diesen Tausch nicht erst lange besinnen und Deine Frau wird auch nichts dabey verliehren, denn ich bin eine sehr gute Art von Teufel." „Was!" antwortete Zador voller Verwunderung, „Du willst mir einen so großen Schatz für meine Frau geben? wahrhaftig du must sie nicht kennen." „Das ist meine Sorge," sagte der Teufel, gieb mir Deine Hand drauf!" „Da hast du sie!" schrie Zador „da! meine Frau ist deine! Wahrhaftig ich hätte um keinen civilern Preise zu einem Schatze kommen können: denn ich versichre Dich, ich hätte dir sie wohl umsonst gegeben." —

„Der Teufel führte ihn hierauf zu einer großen Wiese. „Diese ganze Fläche," sagte er, „bedeckt lauter Gold und Silber;" und hierbey riß er einige Hände voll Rasen aus und Zador wurde von dem Anblicke einer so großen Menge von Duplonen ganz bezaubert. „Jetzt geh ich," fuhr der Teufel fort, „und will deine Frau holen." „Da thust du recht wohl dar-

an," sagte Zador, „denn ich bin gesonnen eine ziemliche Provision von meinem eingetauschten Gute mit mir weg zu nehmen, und wenn ich sie dann noch zu Hause anträf, so könnte sie mirs leicht wieder abjagen." Das Männchen verschwand und Zador stopfte sich seine Taschen über und über voller Duplonen: Hierauf machte er die Oefnung sorgfältig wieder zu. Indem fiel ihm aber ein, da die Wiese so groß wäre, so könne er leichtlich den Eingang zu seinem Schatze verfehlen, wenn er sich nicht ein Merkmal machte, woran er den Ort wieder erkennen konnte: Er sann hin und her und endlich kam er auf den Einfall ein Zeichen hinzusetzen, wobey er zugleich den Vortheil hatte, daß es denen, die etwan vorübergehn möchten, die Lust vertrieb die Hand, noch weniger die Nase in die Oefnung zu stecken. Er freute sich schon über seinen Einfall und war mit der grösten Emsigkeit darüber her ihn ins Werk zu richten, als er sich auf einmal sehr nachdrücklich stossen und ritteln fühlte. Er verwunderte sich sehr, als er die Stimme seiner Frau hörte: „Was machst du Elender!" schrie sie, „das ist ja ein Geruch zum sterben!" „Was?" sagte er noch halb schlaftrunken, „bin ich denn noch in meinem Bette?" „Und wo sollst du denn sonst seyn?" erwiederte seine Frau. „Ich habe dir den schönsten Traum von der Welt gehabt," sagte Zador. „Am Geruche merkt man das eben nicht," fiel sie ihm ein. „Aber so greif doch nur in meine Taschen" schrie er, „und sieh das viele

Gold das ich aus meinem Schatze mitgebracht habe!" „Ey so sieh doch nur in dein Bette!" sagte sie, indem sie Licht anschlug: Er leuchtete hinein und wunderte sich nicht wenig, als er das Merkzeichen, das er auf der Wiese gesetzt zu haben glaubte, in seinem Bette fand."

„Beym Beschlusse dieser Geschichte brach Tobias noch einmal in ein so unmäßiges Gelächter aus, daß ich glaubte es würde ihm gehn wie dem dicken Mönche. So wie ich damals gestimmt war, wars mir unmöglich darüber zu lachen; denn die Geschichte einer entführten Frau und ein Traum waren eben nicht fähig mich aufzuheitern. Doston mochte mir das ansehn." „Tobias!" sagte er zum Maulthiertreiber, „deine Geschichten sind zwar sehr lustig und unterhaltend: aber weißt du was, wir wollen einmal von etwas andern reden. Erzähle uns doch etwas von Mexiko, und da du so oft in dieser so grossen Stadt gewesen bist, so mußt du schon im Stande seyn, uns sehr viel davon sagen zu können. Was hältest du denn für das Schönste dorten?" „Fünferley," antwortete Tobias. „Das Frauenzimmer, die Kleider, die Pferde, die Strassen und die Kutschen des Adels, welche an Pracht und Schönheit die schönsten Staatswagen von Europa an allen Höfen ohne Ausnahme übertreffen. Es ist wahr, man spahrt bey ihrer Verzierung weder das Gold noch das Silber, sogar Edelsteine und chinesische Seyde braucht man dazu; das Gezäume ist mit guten Perlen besetzt,

die Beschläge sind von Silber, und die Pferde scheinen ihrem stolzen Trabe nach zu urtheilen es zu fühlen, daß sie die vollkommensten Geschöpfe in ihrer Gattung sind."

„Die Strassen," fuhr er fort, „sind alle ganz ausserordentlich breit, aber in einer Stadt, worinnen tagtäglich an funfzehntausend Kutschen herum rollen, ist das auch sehr nöthig. Zu gleicher Zeit muß man ihre Reinlichkeit bewundern, denn ich glaube, es giebt keine Stadt in der Welt, wo die Strassen so reinlich gehalten werden; es wär aber auch wirklich Schade, wenn sie das nicht würden, wegen der Gewölber, welche dem Auge der Vorbeygehenden einen so prächtigen Anblick gewähren, den man nirgends anders antrift: hauptsächlich die auf der Goldschmiedstrasse sind mit unermeßlichen Reichthümern und künstlichen Arbeiten aller Art angefüllt."

„Nun bin ich begierig zu hören Tobias, was du uns vom Frauenzimmer erst sagen wirst?" unterbrach ihn Doston. „Ihre Wißbegierde ist sehr löblich," erwiederte der Maulthiertreiber." Die Spanischen Damen in Mexiko sind, im Ganzen genommen, schön, und sie wissen sich auch überdem noch auf eine Art zu kleiden, welche ihre Reitze in das helleste Licht setzt. Sie tragen so eine entsetzliche Menge Edelgesteine, daß sie wie die Sterne funkeln. Welcher Aufwand! welche Pracht! wenn sie gegen Abend in Allomeda, welches der Spatziergang des Adels und der vornehmen Bür-

ger ist, sich sehn lassen. Dort hat man Gelegenheit den Aufwand, den sie in Kleidern machen, zu bewundern; aber sie mögen so liebenswürdig und so reich gekleidet seyn, als sie wollen, so theilen sie doch nur die Aufmerksamkeit der Mannspersonen mit den indianischen Mädchen in ihrem Gefolge, welche sie am Kutschenschlage nebenher gehn lassen. Diese Schwarzen sind so allerliebst und so niedlich daß man sie ihren Frauen nicht selten vorzieht."

„Pfuy doch Herr Tobias!" schrie Doston, indem er ein Gesicht schnitt, „spaßen Sie nicht, wer Henker will denn an solchen schwarzen Affengesichtern einiges Wohlgefallen finden!" „Schwarze Affengesichter?" erwiederte Tobias ganz ernsthaft. „Wahrhaftig sie reden wie ein Mensch der erst aus Spanien kommt, und noch keine von diesen Brunetten gesehen hat! Betrachten Sie sie nur erst, und als denn wollen wir es uns einander wiedersagen, ob sie so eckelhaft aussehn als Sie glauben. Die Kavaliers und die Herren von der Kanzeley lassen ihnen mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Der Vicekönig selbst macht ihnen die Aufwartung und seine Excellenz hat seit einiger Zeit so viel Geschmack an ihrer Unterhaltung zu finden geruht, daß die witzigen Köpfe sagen, Schwarz sey seine Leibfarbe geworden."

Ich konnte mich nicht enthalten über diese Worte des Tobias zu lachen, und weil mir daran gelegen war allerhand Dinge vom jetzigen Vicekönig dem Grafen

von Gelves zu wissen, so that ich verschiedene Fragen an ihn, welche er mir mit einer Genauigkeit beantwortete, woraus ich sah, daß die Laster der grossen Herrn eben so wie ihre Tugenden, wenn sie welche haben, der Aufmerksamkeit des Pöbels niemals entgehn. „Der Graf von Gelves" sagte er zu mir, „liebt das Geld und die schwarzen Mädchen ein wenig zu sehr. Ob er gleich aus der Schatzkammer des Königs jährlich hundert Dukaten bekommt, und überdem zum wenigsten eine Million so wohl an Geschenken, die er aus dem Lande empfängt, als auch aus der Handlung die er nach Spanien und nach den philippinischen Inseln treibt, zieht, so kann doch alles dieses Geld seinen Durst nach Reichthümern noch nicht stillen. Wär das nicht, so wär er ein vollkommner Vicekönig. Er weis die Gesetze und die königliche Würde besser als sein Vorgänger in Achtung und Ansehn zu erhalten und er ist so streng, daß man ihn vorzugsweise le Boucher des Brigands nennt."

„Und diesen Beynamen, fuhr Tobias fort, verdient er auch vollkommen durch die Sorgfalt, die er angewandt hat und noch tagtäglich anwendet, das Land von Straßenräubern und Spitzbuben zu reinigen: denn seitdem er Vicekönig ist, hat er mehr Missethäter und Mörder hinrichten lassen, als geschehn ist, seitdem die Staaten des großen Montezuma einen andern Herrn bekommen haben. Doch die Wahrheit zu sagen, wenn die jetzige Regierungsform dem Grafen

von Gelves Ehre macht, so fällt allerdings ein großer Theil davon auf seinen ersten Sekretair Don Juan de Salzedo, welcher ein sehr verdienstvoller Mann ist und auf welchen sich der Vicekönig in den wichtigsten Staatsangelegenheiten vollkommen verlassen kan." Ich fragte den Tobias, ob dieser Salzedo nicht einmal in der Expedition des Herzogs von Uzeda angestellt gewesen sey? „Ey freylich!" antwortete er, „und er wär es wahrscheinlicher weise noch, wenn der Herzog nicht nach dem Tode unsers guten Königs wär in Ungnade gefallen. Aber gleich nach diesem Vorfall verließ Don Juan den Hof und suchte den Grafen von Gelves in Mexiko auf, welcher ein alter Freund von ihm war, und man kan sagen, daß er jetzo vielmehr sein Kollege als sein Sekretair ist."

Ich freute mich unendlich als ich hörte, daß ich in Mexiko Gelegenheit haben würde eine alte Bekanntschaft zu erneuern, denn dieser Don Juan war eben der lateinische Freund und Patron von mir, welchen meine Leser im ersten Theile dieser Geschichte haben kennen gelernt. Ich sagte dem Maulthiertreiber, daß ich diesen Sekretair kennte und daß ich mich sogar rühmen könnte seine Freundschaft einmal besessen zu haben. „Ach gnädger Herr!" schrie Tobias, „wie glücklich sind Sie, daß Sie einen Freund von solchem Belangen haben! Ich weiß zwar nicht, weswegen Sie nach Mexiko kommen; aber es mag seyn was es will, so können Sie eines glücklichen Ausgangs ge-

wiß seyn: weil Sie einen Mann kennen, der mit allen Aemtern, deren Vergebung in des Vicekönigs Macht steht, nach Gutbefinden schalten und walten kann, und der so zu sagen das große Triebrad der Regierung in Mexiko ist."

Jtzt kam Tobias wieder auf die Schönheiten von Mexiko zu sprechen. „So bald Sie diese Stadt und ihre umliegenden Gegenden werden gesehn haben, so werden Sie gestehn müßen, daß es dieser Ort oder gar keiner ist, den man mit dem irdischen Paradiese vergleichen konnte. Andalusien und die Lombardey, von welchen unsere Reisenden doch so gewaltig viel Aufsehens machen, kommen ihnen noch lange nicht bey." Tobias fieng nun an uns eine sehr interessante Beschreibung davon zu machen, welche so lang war, daß wir noch lange nicht die Hälfte davon gehört hatten, als wir nach Xalapa kamen, den ersten Flecken den man auf diesem Wege antrift, und wo ein ganz erträglicher Gasthof ist.

Drittes Kapitel.

Don Cherubin trift einen Franciskaner an, welcher seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er speißt mit dem Pater Guardian. Abschilderung der Mönche, welche die Tischgesellschaft ausmachen. Er spielt nach Tische, gewinnt, und begiebt sich nach Mitternacht nach Hause.

Als wir vor der Thüre des Gasthofes abstiegen, ritt ein Franciskaner Mönch vorbey, den so wohl mein Bedienter als ich mit aller der Aufmerksamkeit betrachteten, welche er uns zu verdienen schien. Er saß auf einem sehr schönen Pferde: auf jeder Seite gieng ein Mohrensklave. Er trug ein langes braunes wollnes Kleid, welches aufgeschlagen und an seinem Gürtel von weißer gezwirnter Seide befestigt war; seine Beinkleider waren von der feinsten holländischen Leinewand und nach oben zu gestickt. Er hatte blau seidne Strümpfe und seine Schuh waren vom gelben Saffian mit rothen Absätzen, sein Hut war von Kastor aus Kanada und die Stürze darauf von incarnaten Atlaß. So ein eleganter Anzug an einem Bettelmönch schien mir anfänglich ein wenig anstößig; als ich aber hörte, daß man in diesem Lande schon daran gewöhnt sey, so machte ich mich bereit noch andere Dinge zu sehn, die mich noch mehr verwundern würden.

Man sagte mir, dieser Mönch sey der Guardian des Klosters zu Xalapa. Ich grüßte ihn ehrerbietig und er dankte mir sehr höflich. So wie ich ihn aus

dem Gesichte verlohren hatte, dachte ich gar nicht mehr an ihn, und ich ließ mir nichts weniger träumen, als daß wir noch diesen Abend mit einander speisen sollten. Drey Stunden darnach kam ein kleiner Mönch in den Gasthof, welcher nach den Maulthiertreiber Tobias fragte: Sie sprachen eine Zeitlang heimlich mit einander. „Gnädger Herr!" sagte hierauf Tobias zu mir, indem er mir den jungen Mönch zuführte, „dieser Klosterbruder hat Auftrag von seiner Ehrwürden dem Pater Guardian sie in seinem Namen auf diesem Abend zum Essen einzuladen." Ich nahm die Einladung an und folgte dem Mönche nach dem Kloster.

Der Pater Guardian erwartete mich selbst an der Thüre des Klosters um mich in Person in sein Zimmer zu führen. „Mein Herr!" sagte er zu mir, indem er mir freundschaftlich die Hand bot, „verzeihn Sie einem Ihrer Landsleute, daß er sich die Freyheit nimmt, Sie zu sich zum Essen zu bitten: aber ich halte das so, so oft ein spanischer Kavalier hierdurch nach Mexiko geht. Ich mache mir ein ausserordentliches Vergnügen daraus, sie bey mir zu sehn, und Nachrichten aus meinem Vaterlande zu hören. Ich bin aus Bilbao gebürtig: doch das werden Sie schon an meinem Biskayschen Accent hören. Ich stamme von dem alten Grafen von Durango her, welcher sich in den Kriegen, die Ferdinand gegen die Mohren und

Carl

Carl der Fünfte in den Niederlanden führte, so hervorgethan haben."

Aus diesem Eingange schloß ich, daß der gute Mönch seiner Gelübde ohngeachtet den biskayischen Karakter immer noch beybehalten hatte, und um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, antwortete ich ihm, ich hätte es gleich an seinem edeln und majestätischen Anstande errathen, daß er ein Mann vom Stande seyn müßte: „Das fällt einem jeden in die Augen," setzte ich hinzu, „und es macht mir um so viel mehr Ehre, daß Sie mich für diesen Abend Ihrer Gesellschaft würdigen wollen."

Während dieses Gesprächs hatte mich mein Mönch, welcher mir ohngefehr einige vierzig Jahre alt zu seyn schien, in einen Saal geführt, der mit den Bildnißen von verschiedenen Heiligen seines Ordens verziert war. Hierauf gingen wir durch einen grossen Hof, der mit Palm- und Orangen-Bäumen besetzt war, und nun kamen wir an den Theil des Klosters, welchen er bewohnte. Um mir alle seine Zimmer zu zeigen, führte er mich durch eine ganze Reihe davon hindurch, welche alle kostbar tappezirt und mit Porcellain ausgeschmückt waren: alsdenn öfnete mir der gute Pater ein Kabinet, worinne er auf einem wollenen Teppig, der über eine blosse Hangematte gebreitet war, die Nächte zuzubringen pflegte. „Wie, mein ehrwürdiger Pater!" schrie

ich, „auf diesem Lager da schlafen Sie? Wahrhaftig ich hätte Ihnen ein weicheres Bette zugetraut.“ „Sie sind sehr gütig!“ antwortete er mit einem Lächeln, „finden Sie mich nicht recht beklagenswürdig? und doch müssen Sie wissen, daß ich auf diesem Lager sanfter schlafe als mancher Inquisitor auf seinen Pflaumfedern: daraus können Sie auf die Gewalt der Gewohnheit schliessen. Nunmehr“ fuhr er fort, „habe ich Ihnen weiter nichts zu zeigen, als meine Bibliothek,“ und damit führte er mich in ein unmeublirtes Zimmer, wo ich ungefehr zwanzig alte Schwarten auf einem Haufen, schlecht eingebunden und über und über voller Staub und Spinngewebe, auf dem Boden liegen sah. Oben darauf lag eine Zitter, einige Musikalien und in einem Winkel standen eine Menge Schachteln und Büchsen mit Konfekt und Eingemachten. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, da ich das alles sah; und wahrhaftig eine solche Bibliothek war schon werth, daß man darüber lachte: indessen hielt ich doch an mich und ich that wohl daran; denn mein Pater sah so ernsthaft aus, als kaum der Bibliothekar zu Alexandrien kann gethan haben.

Als es Zeit zu Tische zu gehn war, führte er mich in einen andern Saal, wo sich drey junge Geistliche befanden, welche mit uns speisen sollten und die er mir mit grossen Lobeserhebungen und Empfehlungen vorstellte. Er rühmte mir ihre Talente

vor: Der eine, sagte er, hätte eine schöne Stimme, der andere mache vortrefliche Verse, und der dritte spiele alle Arten von Instrumenten. Sie machten, wie ich merkte, so zu sagen seinen Hofstaat aus und waren allemal seine Gäste, wenn er Fremde bewirthete. Noch muß ich nicht vergessen, daß sie völlig im Geschmack ihres Superiors gekleidet gingen. Sie trugen Sorge, daß man ihre Unterkleider von weissen Atlas fleißig zu sehen bekam und die Aermel ihrer Hemden von holländischer Leinewand waren mit den feinesten Spitzen eingefaßt. Das Merkwürdigste war, daß sie sich nach dem Beispiel ihres Guardians alle für Edelleute ausgaben. Uebrigens hatten sie Witz und vielleicht auch gar Verstand und ihre Manieren waren mehr weltlich als geistlich.

Die Menge von Gerichten, womit die Tafel besetzt war, setzten mich in nicht geringe Verwunderung; ich glaube, man hätte ein ganzes Domkapitel damit satt füttern können. Alle Arten von Fleisch, Geflügel und Wildbret machten den ersten Gang aus, und der zweyte war vermöge der Menge Confekt und Früchte des erstern vollkommen würdig. Ich erinnere mich unter andern, daß mir einige Arten von Eingemachten ganz ausserordentlich wohl schmeckten. „Dieses Eingemachte ist vortreflich!" sagte ich, „und Ihro Ehrwürden sind sehr glücklich, daß Sie einen so geschickten Zuckerbäcker in Ihrem Kloster haben." „Sie sind nicht

hier im Hause gemacht," antwortete er, „die Nonnen des benachbarten Klosters sind so gütig uns damit zu versorgen."

Während des Abendessens thaten die Mönche unaufhörlich Fragen an mich, welche den spanischen Hof betrafen. Der eine fragte, was der König für ein Herr wär? Der andere, ob wohl der Herzog von Olivares die Stellen des Herzogs von Lerma und Uzeda ersetzen würde; und hauptsächlich der Guardian, der den Mann von Wichtigkeit spielte, erkundigte sich unter der Hand nach einer Menge großer Herren, mit denen er allen verwandt seyn wollte. Er sagte mir, er sey ein Vetter des Herzogs von Ossona, ein Neffe der Herzoge von Frias und Alburquerque und sey mit dem Marquis von Peguafiel und dem Grafen von Avilla Fuende nahe verwandt: mit einem Worte, er machte mir nach und nach seinen ganzen Stammbaum, worinn er mit vieler Bescheidenheit die größten Männer in der Monarchie figuriren ließ.

Nach dem Abendessen schlug einer ein Spiel vor, und der Vorschlag wurde allgemein angenommen. Man brachte Karten, und der erste, welcher sie ergrif um sie zu mengen, that das auf so eine hübsche Art und mit so einem Anstande, daß ich wohl sehen konnte, daß er sie nicht zum erstenmal in seinem Leben in der Hand hatte. Das Glück schien erst keinem unter uns günstig zu seyn. Nach und nach

aber erklärte es sich wider zwey von den Mönchen, welche ihre Gelassenheit mit samt ihrem Gelde verlohren, und diese arme Göttin in Ausdrücken verwünschten, welche dem Mönchstande sehr wenig angemessen waren, und die eher in ein Spielhaus als in ein Kloster gepaßt hätten.

Das Zimmer worinn wir waren, schallte noch von ihren Flüchen wieder, als ich die Glocke zwölfe schlagen hörte. Sogleich legte ich die Karten nieder und bat den Superior, er möchte mich beurlauben, weil ich den andern Tag eine ziemliche Reise zu machen hätte und vor Tages Anbruch mich gerne auf den Weg begeben möchte. Er war so höflich mich nicht länger aufzuhalten, und ich nahm von der hochansehnlichen Gesellschaft Abschied, zum grossen Verdruß der beiden Mönche, welche mich gern noch die ganze Nacht da behalten hätten, um mir einige Pistolen, welche ich ihnen trotz ihrer Spielkunde abgewonnen hatte, wieder abzunehmen.

Viertes Kapitel.

Don Cherubin kommt zu Mexiko an, und verliebt sich in die Frau seines Wirths, ob sie gleich ein wenig schwärzlich ist.

Ich war von Herzen schläfrig, als ich in meinen Gasthof ankam und freute mich sehr auf die Ruhe; aber sie war für dießmal von keiner langen Dauer:

denn ich hatte kaum die Augen geschlossen, so weckte mich schon die durchdringende Stimme des Tobias wieder auf, welcher vor Sonnen Aufgang schon wieder zu Platze war und aus Leibeskräften sang, indem er seine Maulthiere zu rechte machte. Ich stand also voller Verdruß und noch ganz schläfrig wieder auf, trank meine Chokolate und machte mich wieder auf den Weg.

Tobias, welcher nicht lange schweigen konnte, fieng schon eine Viertheilmeile von der Stadt wieder an einige Romanzen auf die Eroberung von Grenada zu singen. Hierauf erzählte er uns einige Historien, vielleicht dieselben, die den dicken Mönch so sehr hatten zu lachen gemacht: auf uns aber thaten sie gerade die entgegengesetzte Wirkung: sie machten uns entsetzlich Langeweile. Ich will also den geneigten Leser damit verschonen und sobald als möglich in Mexiko ankommen.

Indem wir in diese berühmte Stadt hinein ritten, fragte ich den Tobias, wo er uns hinführen würde? „In das Adeliche Viertheil," antwortete er, „dort ist ein Gasthof, wo die meisten Edelleute, welche aus Spanien kommen, gewöhnlicher Weise einkehren. Der Wirth ist ein Spanier aus Carmona, ohnweit Sevilla, gebürtig, und heißt Hieronimus Morales. Er wußte nicht, wovon er in seinem Vaterlande leben sollte, kam zufälliger Weise nach Mexiko, wurde ein Gastwirth und heurathete eine

junge Indianerinn, welche ganze Platzregen von Gold über sein Haus gebracht hat. „Daß dich der Henker!" schrie Doston, indem er in ein lautes Gelächter ausbrach. „Ja ja!" ohn allen Scherz," fuhr Tobias fort, „Morales war gescheuter als der Wirth in Vera-Krux. Er ist kein Narr und quält sich und seine Frau mit Eifersucht, ob er gleich die appetitlichste Indianerinn zur Frau hat. Sie sollen mir Recht geben, wenn Sie sie sehn werden. Ich bin gut dafür, Sie werden mir einräumen, daß es auch schwärzliche Gesichter giebt, welche man ohne Grauen ansehn kann. —"

„Auf diese Art wird wohl sein Gasthof sehr besucht?" fragte ich, „das wollte ich meynen!" antwortete Tobias. „Es kommen alle Tage eine Menge Herren hin, nicht so wohl, um zu trinken, als vielmehr um die Wirthin zu sehn; und sie empfängt sie auf eine so höfliche Art, daß sie ganz bezaubert davon sind: Eine jede solche Unterhaltung ist gemeiniglich mit ansehnlichen Geschenken begleitet, und das gefällt dem Herrn Morales recht sehr, denn er thut sich viel zu gute darauf, daß er eine Frau hat, welche jedermann für hübsch erkennt."

Das, was mir Tobias sagte, verwunderte mich sehr. Ich war voller Ungeduld in dem Gasthof anzukommen, um mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, weil ich gar nicht glauben konnte, daß es möglich sey, daß eine Indianerinn

Europäern so wohl gefallen könnte. Tobias trieb seine Thiere an um meine Neugierde recht bald zu befriedigen, und hielt vor einem Gasthofe stille, welcher eine Schlange zum Schilde hatte mit der Aufschrift: Al Basilico buena Cama * „Ey ey!" sagte ich zu mir selbst, dieses Schild ist drolligt genug: es ist als ob es die Fremden warnen sollte, daß es mit Gefahr verbunden sey, in diesen Gasthof einzukehren!" Aber ohnerachtet alles dessen, was mir Tobias von der Wirthin gesagt hatte, nahm ich doch weiter keinen Anstand mich den Blicken dieses Basilisken auszusetzen.

Ich fand sie im Anfange ziemlich unschädlich, diese Blicke; noch mehr, ihre schwarz gelbliche Gesichtsfarbe mißfiel mir sogar: nichts desto weniger gewöhnte ich mich sehr bald daran, ja ihre angenehme Art sich zu betragen und ihre einnehmenden Manieren nahmen mich sehr bald zu ihrem Vortheil ein, und nachdem ich mich eine Viertelstunde lang mit ihr unterredet hatte, fühlte ich vollkommen, daß das Herz bey solchen Indianerinnen nicht weniger Gefahr läuft, als bey den beruffensten Schönheiten Spaniens. Sie glich der Gitanilla ein wenig, von welcher ich im ersten Theile meiner Geschichte geredet habe: ich sage ein wenig, denn die Indianerinn hatte noch etwas Anziehenderes.

*) Zum Basilisken guter Wanderer!

Es ist wahr, als ich sie zum erstenmal sah, war sie auf eine Art angezogen, welche ihre Reitze nicht wenig erhob. Sie trug ein Korset von chinesischer Leinewand mit Silber besetzt mit feuerfarbenen Bande, dessen Zipfel, welche mit goldenen Franzen geziert waren, vorne und hinter herunter hingen. Darunter hatte sie ein Kamisol mit weiten Ermeln von eben der Leinewand, welches mit rother Seide und Silber gestickt, und mit goldenen Hefteln zugeheftelt war. Man nehme noch dazu einen Gürtel von blauer Seide mit guten Steinen besetzt, ein Halsband und Armbänder von Perlen, und diamantne Ohrengehänge.

So vie list gewiß, es war schwer, sie in dieser Kleidung anzusehn, ohne etwas dabey zu fühlen, oder vielmehr, ohne sie zu lieben. Ich glaubte selbst, daß mein Herz etwas gelitten hätte, wenigstens war ich den ganzen ersten Tag über blos mit ihren Reitzen beschäftiget und ihr Bild schwebte mir die ganze Nacht für Augen; doch brachte mich meine Vernunft wieder zu mir selbst. „Nun Doston!" sagte ich zu meinem Bedienten den andern Tag, „was hältest du von unserer Wirthin. Hat sie dich wieder ein wenig mit den Indianerinnen ausgesöhnt?" „Volkommen!" antwortete er, „Tobias hat wohl recht prophezeyt, daß ich anderer Meynung werden würde. Gestern den ganzen Abend habe ich mir die Augen bald aus dem Kopfe ge-

guckt, weil ich mich an unserer Wirthin gar nicht satt sehn konnte. Und nicht allein ihre Schönheit gefällt mir, sondern auch ihre Munterkeit. Wahrhaftig! Man könnte sagen, daß sie meinen Geschmack aus Weiß in Schwarz verwandelt hat."

Fünftes Kapitel.

Don Cherubin besicht den Pallast des Vicekönigs. Er trift den Don Juan de Salzedo, welcher ihn sehr wohl aufnimmt, und sich mit ihm unterhält: worüber sich Don Cherubin höchlich erfreut.

Ich war ausserordentlich ungeduldig die Stadt und vorzüglich den Pallast des Vicekönigs zu sehn, und gieng also gleich den andern Morgen nach meiner Ankunft mit meinem Bedienten aus. Morales bot mir seine Begleitung an, damit er mir doch über das und jenes, was ich etwann gern wissen möchte, Auskunft geben könnte, und weil er es durchaus nicht anders thun wollte, so nahm ich ihn endlich zum Wegweiser an. Er führte mich über den Markt, welches der beträchtlichste Platz in Mexiko ist. Die ganze eine Seite besteht aus Arkaden, unter welchen man Gewölber sieht, voller Kaufmannswaaren von allen Arten.

Indem ich mich so von allen Seiten umsah, wurde ich ein sehr großes Gebäude gewahr. Ich fragte, wems gehörte. „Das ist der Pallast des Vice-

königs," antwortete mein Wirth, „und es ist noch eben derselbe, welchen Cordex auf die Trümmern des Pallasts des Montezuma bauen ließ." „Ist es möglich!" schrie ich voller Verwunderung, „daß dieses der Pallast ist, von dessen Pracht ich so ausserordentliche Dinge gehört habe? In allen grossen Städten in Spanien giebt es Hotels, welche eben so schön sind. Ich muß gestehn, daß ich etwas Prächtigeres zu sehn erwartet habe." „Sie irren sich," antwortete Morales, „es ist nicht dieser Pallast, von welchem die Reisenden so schöne Beschreibungen machen; das ist der, welcher abgebrannt worden ist. Man versichert, daß er für ein neues Wunderwerk gelten konnte."

„Man hat es auch wohl übertrieben," sagte ich. „Ich will wohl glauben, daß das Mauerwerk davon, wie diese Herren sagen, aus Jaspis und einem gewissen schwarzen Steine, welcher rothe Adern hatte, die wie Rubinen glänzten, bestanden hat; noch mehr, daß die Dächer mit Zedern- und Zypressenholz parketirt waren; aber denen ausserordentlichen Dingen, welche man vom Kayser Montezuma erzählt, vermuthlich um die Leser zu belustigen, kann ich ohnmöglich Glauben beymessen. Zum Beispiel, daß er in seinem Seraille über zweytausend Weiber soll gehabt haben, wovon allemal zum wenigsten zweyhundert auf einmal schwanger waren. — „Alle Wetter!" schrie Doston lachend, „er hatte ja auf diese Art

mehr als Salomo." „Das darf Sie eben nicht wunder nehmen," antwortete Morales, „Montezuma konnte wohl mehr als dreytausend haben, denn es stand ja in seiner Macht jedem Vater seine Tochter zu nehmen, so bald sie ihm gefiel."

Während dieser Unterredung waren wir nahe an den Pallast gekommen. Es standen einige Soldaten an der Thüre, welche aber jedermann frey aus und eingehen liessen. Wir giengen hinein, und kamen in einen sehr grossen viereckigten Hof, wo wir eine breite Treppe sahen, welche zur Wohnung des Viceкönigs führte. Wir folgten verschiedenen Kavaliers, welche zum Lever dieses Herrn giengen, durch drey oder vier sehr reich meublirte Zimmer, und kamen endlich an das, worinnen sich der Graf durch seine Kammerdiener ankleiden ließ. Wir stellten uns in einen Winkel, aus welchem wir alles übersehn konnten.

Ich wandte den größten Theil meiner Aufmerksamkeit auf Seine Excellenz selbst, welcher mir ungefehr funfzig Jahr alt zu seyn schien. Er besas das im höchsten Grade, was man spanische Gravität nennt: sein Haar war weit aus dem Gesichte gewachsen, seine Augenbraunen waren schwarz und dick, und sein Ansehn wild und schröcklich. Ich machte aber eine sonderbare Bemerkung, während der Zeit er sich mit einigen Edelleuten unterhielt, welche ihm die Aufwartung machten. Er lächelte von Zeit zu Zeit,

und so oft er das that, sah er so ganz anders aus, daß man hätte glauben sollen, er müsse zwey Gesichter haben: kurz, so lange er ernsthaft war, war sein Gesicht furchtbar, so bald er aber lächelte, hatte er etwas angenehmes in seiner Miene.

Die Unterredung welche er mit den Kavaliers um ihn herum hielt, wurde durch die Darzwischenkunft meines alten Freundes, des Sekretrairs Don Juan de Salzedo unterbrochen. Dieser hatte ein grosses Paket Pappire unter dem Arm, denn es ist eine alte Politick der spanischen Minister, daß sie sich, um mit Geschäften überhäuft zu scheinen, öffentlich nicht anders als mit Schriften und Pappiren umringt zeigen. So bald ihn der Vicekönig zu Gesicht bekam, eilte er ihm sogleich entgegen und sie giengen mit einander in ein Fenster, wo sie eine Viertelstunde lang sehr angelegentlich zusammen zischelten. Bey dieser Gelegenheit machte ich wieder eine Bemerkung, welche mir das, was mir Tobias von der Gewalt, welche Salzedo über den Grafen hatte, vollkommen bestätigte. Ich weiß zwar nicht, wovon unter ihnen die Rede war, aber es schien mir, als ob der Graf seinem Sekretair mit vieler Gefälligkeit zuhörte, und ihm allemal Recht gab, wenn er widersprach.

Ich nahm mir vor, den Pallast nicht eher zu verlassen, als bis ich den Don Juan begrüßt hätte. In diesem Vorsatz erwartete ich ihn im Vorzimmer, wo er vorbey mußte, äußerst neugierig, wie er mich

aufnehmen würde. Ich befürchtete, er möchte einen Menschen, der zu Madrit weder seinem Rathe gefolgt, noch sich seiner Hülfe bedient hatte, nicht gar zu freundlich ansehn. Ja es gab gar Augenblicke, wo ich befürchtete, er möchte mich gar nicht wieder kennen wollen. Indessen hatte er mich doch kaum unter dem Gedränge entdeckt, so kam er auf mich zu und redete mich lächelnd an. „Wo ich mich nicht irre," sagte er, „so sehe ich den Don Cherubin de la Ronda vor mir?" Ich antwortete ihm, daß es mich sehr freute, daß er sich noch die Mühe nähme, sich meiner zu erinnern. „O dachten Sie im Ernste, ich hätte Sie vergessen?" sagte er, „bey Leibe! tantum abest! Und Sie Ihrer Seits, werden sich, denk ich, auch noch erinnern, daß ich Sie in Spanien liebte? Ich wenigstens denke noch mit Vergnügen an diese Zeit und ich fühle, daß meine ganze Freundschaft zu Ihnen wieder neue Kräfte bekommt, da ich Sie wieder sehe."

Gerührt und durchdrungen von der freundschaftlichen Art, mit welcher er das sagte, wollte ich eben anfangen ihn meiner Erkenntlichkeit und Dankbarkeit zu versichern, aber er fiel mir sogleich ins Wort. „Don Cherubin!" sagte er zu mir, indem er mich bey Seite zog, „wir wollen die Komplimente bey Seite setzen. Sie wissen, ich liebe das Gründliche, ob ich gleich mein ganzes Leben über am Hofe gewesen bin. Im Vertrauen, was wollen Sie in Mexiko

machen? Ich glaube es errathen zu haben, was Sie hieher bringt: Auri sacra Fames, nicht wahr? Sagen Sie mir es unverhohlen. Ich glaube, ich bin im Stande diesen Ihren Hunger zu stillen." Ich versuchte es noch einmal den Mund zu öfnen um dem Sekretair für seine Grosmuth zu danken, aber er schloß mir ihn zum zweytenmale zu. „Jetzt kann ich mich nicht länger aufhalten," sagte er „ich habe sehr dringende Geschäfte, die mir leicht den ganzen Vormittag wegnehmen können, besuchen Sie mich so bald Sie wollen, dann wollen wir nach Gefallen mit einander plaudern. Vale."

Indem er dieses lateinische Wort heraus sprudelte, umarmte er mich auf das lebhafteste und eilte an seine Arbeit. Ich war für Freuden entzückt über diese Aufnahme, und alle diejenigen die sie mit angesehn hatten, beneideten mich um mein Glück, weil sie den Salzedo für einen Vicekönig in Miniatur hielten, und glaubten, ich müsse ein Spanier von sehr grossem Range seyn, weil mir der Herr Salzedo die Ehre angethan hatte mich zu umarmen. Auch mein Wirth machte mir sein Kompliment darüber und bezeugte mir nunmehr noch einmal so viel Achtung als vorher.

Doston war darüber ganz ausser sich für Freuden. „Wie nun mein Herr?" sagte er im Rückwege zu mir, „sind Sie nun nicht zufrieden, daß Sie nach Indien gekommen sind? Was können Sie sich nun

nicht alles von der Freundschaft und dem Kredit des Don Juan versprechen?" „Und was brauch ich mir von ihm zu versprechen?" unterbrach ich ihn. „Du weißt ja, daß ich ohne dieß reich genug bin: ich kann mit dem, was ich habe, schon zufrieden seyn." „Ey, was thut das!" antwortete er, „zu viel kann niemals schaden; und überdem bedenken Sie, daß Sie eine Tochter haben, die Sie auf diese Art leichtlich zu einer der reichsten Erbinnen des Königreichs, machen können."

Sechstes Kapitel.

Don Cherubin stattet den Nachmittag einen Besuch bey Don Juan ab, und wird bald darauf Hofmeister bey Don Alexis dem Sohne des Vicekönigs, über welche frohe Botschaft Doston keine geringe Freude hat.

Ich unterließ nicht mich des Nachmittags wieder in den Pallast des Vicekönigs zu begeben um dem Don Juan meine Aufwartung zu machen. Ein Kammerdiener, welcher in seinem Vorzimmer stand, fragte mich nach meinem Namen und kaum hatte ich ihn genannt, so sagte er mit einem sehr ehrerbietigen Bückling zu mir, „mein Herr erwartet Ihro Gnaden in seinem Kabinet, wollen Ihro Gnaden mir nur zu folgen belieben? Zu gleicher Zeit führte er mich durch fünf

oder

oder sechs Zimmer durch, von welchen immer eines prächtiger meublirt war als das andere, denn die Wohnung des Sekretairs war wenigstens eben so prächtig, wo nicht gar noch prächtiger, als die des Vicekönigs. Die Zimmer waren mit einer erstaunlichen Menge Schildereyen, von den besten italienischen Meistern, von oben bis unten ausgeziert.

Endlich öfnete mein Wegweiser eine Thüre, und ich fand den Don Juan, welcher in seinem Kabinette auf einem Sopha, mit chinesischem Damast beschlagen, sas. So bald er mich sah, stand er auf und kam mit ofnen Armen auf mich zu. „Lieber Don Cherubin!" sagte er zu mir, „ich erwartete Sie mit Ungeduld, denn ich bin sehr neugierig zu wissen, was Sie eigentlich in dieses Land gebracht hat. Das sage ich Ihnen vorher, wenn Sie etwann mit Ihrer Kasse ein wenig zerfallen seyn sollten, so können Sie darauf rechnen, daß ich alles Mögliche thun werde, Sie wieder mit ihr auszusöhnen, denn ich bin nun einmal fest entschlossen Ihr Glück in Mexiko zu machen." „Ich erkenne Ihre Güte wie ich soll" antwortete ich, „aber da würde Sie mißbrauchen heissen, wenn ich Ihnen sagen wollte, ich sey nach Mexiko gekommen mich zu bereicheru. Nein! gnädger Herr, obgleich mein Vermögen nur mittelmäßig ist, so bin ich doch mit dem, was ich besitze, zufrieden, und die

Neugierde, Neuspanien zu sehn, ist es ganz allein, was mich zu dieser Reise bewogen hat."

„Ihre Gesinnungen sind ein wenig gar zu philosophisch," erwiderte Don Juan, „gerade so viel besitzen, als man braucht, heißt noch lange nicht in guten Umständen seyn: und für einen Weltmann, der nicht sehr an rechnen gewohnt ist, muß es allerdings manchmal verdrüßlich seyn, wenn er in seinem Aufwande, in gewisse Schranken eingeschlossen ist. Folgen Sie meinem Rathe, erhalten Sie das was Sie haben, aber weisen Sie deswegen die Gunstbezeigungen, die Ihnen das Glück durch mich anbietet, nicht von sich. Ich bin auf einen Einfall gekommen, der Ihnen vielleicht nicht mißfallen wird. Ich habe eine Versorgung für Sie." „Nur ums Himmels willen nicht in einer von Ihren Expetitionen!" unterbrach ich ihn hastig. Meine Lebhaftigkeit lockte ihm ein Lächeln ab. „Nein, nein!" sagte er, „ich weiß schon, daß die Schreiberstellen Ihre Sache nicht sind. Ich habe einen andern Posten für Sie, der Ihnen vielleicht anständiger seyn wird. Sie sollen Hofmeister bey dem jungen Don Allexis, dem einzigen Sohne des Vicekönigs, werden. Lassen Sie mich nur machen: ich will noch heute mit Seiner Excellenz darüber sprechen, und ich nehme den Ausgang auf mich.

Da ich an die Unabhängigkeit so lange nun schon gewohnt war, und mich in einem Zustande be-

fand, wo ich es eben nicht nöthig hatte, mich mit dem elenden Hofmeister Leben herum zu schlagen, so kann ich nun gerade nicht sagen, daß mir das Projekt des Don Juan sehr in die Augen gestochen hätte. Ich sagte ihm so gar meine Gedanken hierüber ganz freymüthig; aber das, was er mir darauf antwortete, stopfte mir den Mund und schien mir einige Aufmerksamkeit zu verdienen. „Glauben Sie ja nicht," sagte er zu mir, „daß ich Ihnen etwas schlechtes vorschlage: Daß in Madrit, und andern Orten Spaniens das Hofmeistern kein gar zu einträgliches Handwerk ist, daß diese armen Teufel oft kaum so viel erwerben, als sie zu ihrem Unterhalte brauchen, besonders wenn sie die Narrheit haben, reiche Kleider tragen zu wollen, das alles weiß ich so gut als Sie. Ich würde mich der Sünde fürchten, wenn ich Ihnen hier eine solche Stelle auf ähnliche Bedingungen vorschlagen wollte, denn das hieß Ihnen eben keinen grossen Dienst erzeigen: Aber hören Sie mich nur erst bis zu Ende an. Sie sollen als Hofmeister des jungen Allexis auf einem ganz andern Fusse beym Vicekönig stehn: man soll Sie dort als Mentor betrachten, und mit Distinktion behandeln: mit einem Worte, Sie sollen geachtet, geliebt und geehrt werden, und was noch mehr ist, Sie sollen einen beträchtlichen Gehalt bekommen, die andern Vortheile, die Sie durch meine Vermittlung erhalten sollen, ungerechnet."

Der Sekretair sagte mir so viel, daß er mich endlich überredete. „Ich kann so vielen schmeichelhaften Versprechungen nicht widerstehn,“ sagte ich zu ihm. „Was mich aber mehr als alles freuet, ist der Antheil, den Sie mein würdiger Freund, an meinem Schicksale nehmen, itzt ist nur noch meine einzige Sorge, ob ich auch das Glück haben werde Seiner Excellenz zu gefallen.“ „Und das ist gerade meine geringste,“ antwortete Salzedo. „Die Schilderung, die ich ihm von Ihnen machen werde, soll ihn gewiß zu Ihrem Vortheil einnehmen, und Ihre Figur soll, denk ich, nichts verderben. Kommen Sie morgen wieder zu mir, und ich will Sie dem Grafen nach dem Essen vorstellen.“

Dieses war das zweyte Gespräch, das ich mit meinem Freunde hatte. „Ihre Sache ist richtig,“ sagte er des andern Tags zu mir, als ich wieder zu ihm kam, „Sie sind Hofmeister des Don Allexis. Der Graf giebt Ihnen eine Wohnung im Pallaste mit zwölfhundert Pistolen Gehalt, überdem werden Sie zwey Bedienten und einen Wagen zu Ihrem Befehle haben.“

„Wahrhaftig Don Juan!“ rief ich bey diesen Worten aus, „ich bin über die vielfältigen Proben Ihrer Freundschaft ganz beschämt.“ „O das ist noch lange nicht alles!“ erwiederte er. „Ich würde mit mir selbst unzufrieden seyn, wenn ich der Begierde, die ich habe, Ihnen nützlich zu seyn, hierbey Grenzen setzen

könnte. Ich denke Ihnen nebenbey noch zweytausend Thaler mehr zu verschaffen, denn Sie sollen Ihren Antheil mit an der Handlung haben, die Seine Excellenz und ich nach den Philippinischen Inseln treiben." „O das ist zu viel!" schrie ich, „was kann ich thun, so viele Gütigkeit jemals zu verdienen!" „Nichts, als mich so sehr zu lieben, als ich Sie liebe," erwiderte er. „Das ist alles, was ich von ihrer Erkenntlichkeit verlange. Aber kommen Sie, wir wollen jetzt Seiner Excellenz aufwarten, jetzt ist er noch alleine in seinem Kabinet, und ich denke, er soll nunmehr mit seiner Sieste fertig seyn, wir wollen uns diesen Augenblick zu nutze machen.

Er ließ mich an der Thüre vom Kabinet des Vicekönigs eine Weile warten und gieng allein hinein. Nach einer guten Viertelstunde kam er wieder heraus, ergrif mich bey der Hand und führte mich beym Vicekönig ein. Seine Excellenz betrachtete mich vom Kopf bis zum Füssen, und seine Blicke waren mir, wie es schien, nicht ungünstig. „Ich glaube, Salzedo hat mich nicht belogen," sagte er sehr gütig zu mir, „Sie haben eine Physiognomie, welche mir das Lob, welches er ihnen beygelegt hat, vollkommen bestätiget. Ich vertraue Ihnen den Don Allexis an, und bin überzeugt, daß er in guten Händen ist. Was Ihren Gehalt anbetrift, so denk ich, Don Juan wird Ihnen schon davon gesagt haben, so wie auch von allem Uebrigen was zu Ihrer Bequem-

lichkeit gehört." Ich versicherte Seine Excellenz, daß ich alles Mögliche anwenden würde, um mich seines Zutrauens würdig zu machen.

Hierauf beurlaubte ich mich mit meinem Mecän, und dieser führte mich zu Don Allexis, welchen wir über einem Pensum schwitzen antrafen, welches er unter den Augen seines Präceptors, eines alten Geistlichen aus Gallizien, verfertigte. „Mein junger Herr!" sagte Salzedo zu Don Allexis, „dieses ist der Hofmeister, den Ihr Herr Vater für Sie ausgesucht, und dessen Führung er Sie übergeben hat. Ich getraue mir Ihnen zu versichern, daß Sie zufrieden mit Ihm seyn werden, so wie ich hoffe, daß er Ursach haben wird es mit Ihnen zu seyn." Statt ihm zu antworten riß Don Allexis gewaltig grosse Augen auf, und besah mich von oben bis unten. Ich redete ihn an, um ihn zum Sprechen zu bringen und seinen Verstand zu prüfen: aber dieser schien mir ziemlich tief bey ihm zu stecken. Indessen, daß ich mit ihm sprach, citirte sein alter Präceptor, welcher ein Erz-Lateiner war, aus Horaz und Virgil eine Stelle über die andere, und Don Juan, der nur darauf gewartet hatte, blieb ihm nicht eine einzige schuldig. Nachdem sie sich so eine ganze Weile mit lateinischen Brocken bombardirt hatten, nahmen wir Abschied von einander, und ich kehrte in meinen Gasthof zurück, um mich vorzubereiten, damit ich den andern Tag meinen Posten antreten könnte.

Ich fand Doston in der äussersten Ungeduld und voller Erwartung, wie mein Besuch abgelaufen sey. „Doston!" sagte ich zu ihm, „wir müssen morgen ausziehn, denn wir werden künftig im Pallast des Vicekönigs wohnen. Ich bin Hofmeister des Don Allexis." Kaum hatte ich diese Worte heraus gesagt, so fieng er an für übermäßiger Freude eine Menge Kreuzsprünge und Kapriolen um mich herum zu machen, wie ein Narr. Als er endlich müde vom Springen war, so stand er ein Weilgen still, um Athem zu schöpfen. „Dem Himmel sey Dank!" rief er keuchend, „daß wir beyde so weit sind, denn Sie haben nun die schönste Gelegenheit, Ihr Vermögen zu vergrössern, und ich werde, denk ich, auch nicht so ganz leer dabey ausgehen." „Ey freylich!" antwortete ich ihm, „ich gebe dir mein Wort, daß du deinen Antheil an den Reichthümern haben sollst, die ich mir erwerben werde." Dieses Versprechen fuhr dem Doston in die Beine, und er fieng wieder an von neuem zu springen.

Morales machte eben die Thüre auf, und verwunderte sich nicht wenig über Dostons Kapriolen. Ich sagte ihm was die Ursache davon sey, und beschrieb ihm zu gleicher Zeit alle die Vortheile, die mit meinem neuen Stande verbunden wären. Mein Wirth wurde ganz davon geblendet, und bat mich sehr demüthig um meine Prodektion, weil er mich nun schon für einen kleinen grossen Herrn ansah. Ich

verwilligte es ihm mit dem ernsthaftesten Wesen von der Welt, und gab ihm mein Wort, ihn bey der ersten vorkommenden Gelegenheit alle mögliche Dienste zu leisten. Den folgenden Tag trug ich dem Doston auf, meine Sachen in meine neue Wohnung schaffen zu lassen, und nahm von meiner schönen Wirthin Abschied, welche mir mit unserer Trennung ein wenig unzufrieden zu seyn schien, ob sie gleich im Grunde weiter nichts, als einen sehr platonischen Bewunderer ihrer Reitze, an mir verlohr.

Siebentes Kapitel.

Don Cherubin macht als Hofmeister des Don Allexis der Vicekönigin seine Aufwartung. Eine Unterredung, welche er mit dem Präceptor seines Untergebenen hält, nebst einer Schilderung desselben.

So bald ich in den Pallast kam, meldete ich mich bey Salzedo, und dieser führte mich selbst in meine Wohnung, welche aus drey sehr schön meublirten Zimmern bestand, nebst einem Behältniß für meinen Bedienten. „Sie werden hier [illegible] übel wohnen," sagte er zu mir, „und Sie [illegible]emal mit dem Doktor Kaspar von Altagna, [illegible] Präceptor des Don Allexis speisen, Sie müßten denn lieber allein, auf Ihrem Zimmer essen wollen. Dieser Doktor ist ein sehr würdiger Geistlicher, hat einen sehr guten Cha-

rakter, nicht wenig Verstand, und spricht fürtreflich Latein." Ich antwortete ihm: es würde mir sehr lieb seyn, mit einem solchen Kollegen des Mittags und Abends zu speisen: und es blieb also bey dieser Einrichtung.

Die erste Pflicht, die ich in meinem neuen Amte erfüllen zu müssen glaubte, war, der Vicekönigin meine Aufwartung zu machen. Salzedo führte mich selbst zu ihr. Ich vermuthete ziemlich stolz von der Gräfin empfangen zu werden, weil ich mir sie als eine Dame vorstellte, welche vom Hochmuth erfüllt und von ihrer Grösse berauscht wäre: aber ich hatte mich geirrt. Die gute Dame empfing mich ausserordentlich gnädig, und daran mochte wohl die vortheilhafte Beschreibung schuld seyn, welche Salzedo von mir gemacht hatte. Sie that verschiedne Fragen an mich, um zu prüfen, ob man mir nicht zu viel von meinem Verstande vorgeschwatzt hätte. Aber glücklicher Weise, war sie mit meinen Antworten so zufrieden, daß sie noch in meiner Gegenwart zu Salzedo sagte: „Ich weiß es Ihnen sehr viel Dank Don Juan! daß Sie eine so glückliche Wahl getroffen haben. Dieser Herr scheint mir vollkommen fähig, einen jungen Kavalier zu erziehen. Gerade so ein Mann war zur Bildung meines Sohnes nöthig: und doch muß ich leider gestehn, es scheint mir, daß Don Allexis sehr wenig Anlage hat, ein vollkommner Kavalier zu werden." „Das wird sich schon geben,"

antwortete Don Juan. Don Alexis hat einen trägen und etwas langsamen Kopf; inzwischen werden sich seine Geisteskräfte, mit Beyhülfe eines guten Hofmeisters, schon nach und nach entwickeln."

Nach dieser Unterhaltung mit der Vicekönigin, begab ich mich zu meinem Eleven, mit welchem ich eine andere hatte, die mir eben kein grosses Vergnügen machte. Ich sah, daß ich es mit einem Schüler zu thun hatte, der mir viel Arbeit machen würde, denn er war der schwerfälligste Dickkopf, der mir bis hieher vorgekommen ist. Ich theilte meinen Verdruß darüber dem Doktor Kaspar mit, denn ich glaubte, der seinige sollte eben so groß seyn: inzwischen schien er sich das nicht sehr zu Herzen gehn zu lassen. „Ich gestehe," sagte er, „es ist für Sie, und für mich nichts Angenehmes einen blödsinnigen Schüler zu haben, denn das ist er in der That; er ist schon funfzehn Jahr alt, und ist noch immer nicht im Stande ohne Beyhülfe die allerleichteste Uebersetzung zu machen, ob ich gleich schon seit den achtzehn Monaten so manchen Tropfen Schweis über seinen Unterricht in der lateinischen Sprache vergossen habe. Ich habe sehr oft die Geduld verlohren, wenn ich so sehen mußte, daß ich mit aller meiner Mühe und Arbeit in den Sand säete. Ich habe verschiedene male bey Seiner Excellenz den Abschied gefordert, aber er hat mir ihn niemals zugestanden. „Lieber Doktor!" antwortete er mir immer, „verlassen Sie meinen Sohn nicht, ich weiß sehr gut, daß

es nicht weniger als ihre Schuld ist, wenn er nichts bey Ihnen lernt; inzwischen fahren Sie immer fort ihn zu unterrichten. Wenn er beständig ein und eben dasselbe aus Ihrem Munde hört, so wird doch endlich etwas davon bey ihm hängen bleiben, und das ist mir schon genug: denn einen Gelehrten aus ihm zu machen, das fällt mir gar nicht ein." Um also dem Befehle Seiner Excellenz zu folgen, fuhr der Doktor fort, „bleib ich und gehe meinen alten Weg. Ich gebe meinem jungen Herrn Thema's und Uebersetzungen auf, und er macht sie, wie sie ihm sein tummer Kopf und der Himmel eingiebt."

„Inzwischen laß ich es mir hier wohl behagen; mein Gehalt, welcher ziemlich ansehnlich ist, wird mir regelmäßig bezahlt, und vielleicht glückt es mir, daß ich einmal irgend eine gute Stelle erwische: denn mit unter wird man von den grossen Herrn für die Dienste, die man ihnen leistet, doch wohl einmal belohnt. Machen Sies wie ich, Don Cherubin!" fuhr er fort. „Warum wollen Sie sich die Sache so sehr zu Herzen nehmen. Führen Sie den Don Allexis in die Welt ein, geben Sie ihm Verweise, wenn er tumme Streiche macht, und um das Uebrige lassen Sie sich unbekümmert: Wenn unser Eleve ein tummer Teufel ist, was können wir davor? Sie dürfen ja nur seine übrigen Lehrmeister ansehn, haben es die denn etwann bey ihm weiter gebracht? Nein, wahrhaftig nicht! Er kennt noch keine Note, und kann

noch keinen Schritt regelmäßig machen, ob er gleich schon seit funfzehn Monaten Musik und Tanzen lernt. Und glauben Sie denn, daß sich diese Herrn deswegen graue Haare wachsen lassen? Nicht im geringsten. Sie nehmen ihr Geld, geben ihre Lektionen dafür, und lassen den Esel spielen und laufen dafür wie er will."

Auf diese Art sprach mir der Doktor Trost zu, und ich fand wirklich, daß er Recht hatte. Ich fieng also an meinen Unterricht zu geben, und überließ das Uebrige dem Schicksale. Meine erste Sorge war, mir durch ein leutseliges und freundliches Betragen die Freundschaft und das Zutrauen meines Untergebenen zu erwerben: und das gelang mir in sehr kurzer Zeit. Freylich kleidete ich meinen Vortrag in Gespräche ein, welche mehr unterhaltend als unterrichtend für ihn waren, denn ich fürchtete, ihm durch den dogmatischen Ton zu mißfallen.

Achtes Kapitel.

Don Cherubin geht mit seinem Untergebenen spatzieren, macht unterwegs Bemerkungen, welche ihn in Verwunderung setzen. Ein trauriger Vorfall von welchem er Zeuge ist.

Drey Tage brachte ich zu, um mich im Pallaste einzurichten, und am vierten des Abends um fünf Uhr setzte ich mich mit Don Alexis in einen prächti-

gen Wagen, und fuhr nach der Allomeda; sehr begierig diesen Spatziergang zu sehn, nach der Beschreibung die mir Tobias davon gemacht hatte.

Diese Promenade ist von einer unermeßlichen Grösse; sie besteht aus einer grossen Menge Aleen, wo man in der grösten Hitze herum spatzieren kann, ohne von den Strahlen der Sonne belästiget zu werden. Der Zokodover zu Toledo, und sogar der Prado zu Madrit kommen diesem zauberischen Orte noch lange nicht bey. Es ist ein Schauspiel, welches die Augen entzückt. Man sieht beständig auf zweytausend Kutschen voller Edelleute, Bürgerliche und Damen aus allen Ständen. Die Edelleute, und besonders diejenigen, welche noch von den Officiers des Cordez abstammen wollen, haben mehrentheils prächtige Equipage und ein grosses Gefolge von Mohrensklaven bey sich, welche sehr reiche Liverey, seidne Strümpfe und Rosen von ächten Edelsteinen auf ihren Schuhen tragen. Ueber dem haben alle diese Sklaven Degen an der Seite, und so können sich ihre hochmüthigen Herren rühmen, daß sie gleich den größten Königen ihre Leibgarde haben.

Der Aufzug, welchen die Damen machen, ist nicht weniger prächtig, als der Mannspersonen ihrer. An dem Schlage ihrer Kutschen gehen jene Mohrinnen, von welchen schon oben geredet worden ist, und die auf eine Art angezogen sind, welche so manche Dame, die im Wagen sitzt, um die Aufmerksamkeit

der vorbeyfahrenden Stutzer bringt: denn diese Mädchen fangen nicht selten die Blicke auf, die eigentlich für ihre Herrschaft bestimmt waren, und doch lassen die Damen es an nichts fehlen, um so liebenswürdig als möglich zu seyn: Sie entlehnen von der Kunst alles, was den Glanz ihrer Reitze erhöhen kann, und sind über und über nach Amerikanischen Geschmack mit Juwelen besäet.

Ich mochte meine Blicke hinwenden, wo ich hinwollte, so sah ich nichts als Perlen und Edelgesteine, und wirklich macht das für die Damen eine sehr vortheilhafte Wirkung, denn sie schienen mir alle noch einmal so schön, als sie vielleicht in der That waren. „Wo bin ich," sagte ich zu mir selbst. „Diesen entzückenden Gegenständen nach zu urtheilen, sollte ich fast glauben in Muhamets Paradiese zu seyn!"

In der That war ich von diesen glänzenden Schönheiten, die mir auf allen Seiten in die Augen fielen, ganz geblendet. Aber keine von allen diesen Damen machte einen besondern Eindruck auf mich, denn kaum sah ich eine, die mir besonders auffiel, so kam schon wieder eine andere vorbey, welche meine Aufmerksamkeit in eben dem Grade auf sich zoh: und so sah ich eine ganze Menge Schönheiten ungestraft, wovon ich einzeln vielleicht keine einzige ohne Gefahr gesehn hätte.

Das Vergnügen, welches ich genoß, bald hier bald dahin zu sehn, wurde durch einen Zufall unter-

brochen, welcher auf diesem Spatziergange nur gar zu gewöhnlich ist, denn die Liebhaber dorten sind so eifersüchtig, daß sie sogleich mit dem Dolch oder mit dem Degen in der Hand einen Nebenbuhler anfallen, der sich untersteht, mit ihren Geliebten zu reden, oder auch nur ihnen gar zu nahe zu kommen. Zwey- oder dreyhundert Schritte weit von mir wurde ich zwey Kavaliers gewahr, welche sich mit einer solchen Wuth schlugen, daß in Kurzen der eine davon todt zur Erden fiel. Sogleich waren zwanzig Degen entblößt; der eine Theil den Ueberwundenen zu rächen, der andere um den Ueberwinder zu vertheidigen: Dießmal war die letzte Parthey die stärkste Die Freunde des Ueberwinders entzogen ihn der Wuth seiner Feinde und führten ihn in eine Kirche, denn die Immunität der gottesdienstlichen Gebäude ist in diesem Lande unverletzlich: so bald ein Verbrecher so glücklich ist, sich in eines dieser heiligen Häuser zu retten, so mag sein Verbrechen so groß seyn wie es will, er ist für der Strafe sicher, und nicht einmal der Vicekönig kann ihn mit Gewalt daraus holen lassen, um ihn den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben.

Der Auflauf, den dieser Vorfall veranlaßt hatte, war endlich gestillt, und ich setzte meinen Spatziergang fort. Ich weidete mich an den Reitzen der Damen, bis mir endlich die herein brechende Dämmerung diesen entzückenden Anblick entzog. Da

es also nichts mehr zu sehen gab, fuhr ich mit meinem Eleven nach Hause, ganz berauscht von der Ueppigkeit und Pracht der Einwohner von Mexiko. Und in der That, wenn ich sie denen von Madrit gegen über stellte, so gewannen diese letztern eben nicht viel bey der Paralele.

Neuntes Kapitel.

Don Allexis kommt nach und nach zu Verstande. Don Cherubin hat eine Unterhaltung mit seinem Bedienten, worinne er etwas erfährt, das ihn Wunder nimmt. Er giebt dem Doston einen klugen Rath, und dieser nimmt sich vor ihn zu befolgen.

Wenn mein Untergebner gleich tumm war, so war er doch dafür desto gelehriger und folgsamer, und machte er auch nicht alles gut, was ich von ihm verlangte, so hatte er doch wenigstens den guten Willen, es gut zu machen, und ich war nachsichtig genug diesen Willen für die That anzunehmen. Nach Verlauf von neun oder zehn Monaten fanden ihn seine Eltern zu meiner nicht geringen Verwunderung, denn ich wußte selbst nicht recht wie das zugegangen war, ganz verändert, und so wohl der Vicekönig, als seine Gemahlin machten mir Komplimente darüber. „Macte animo,“ sagte der Sekretair eines Morgens zu mir, „man

ist sehr zufrieden mit Ihnen. Perge, und für das Uebrige lassen Sie mich sorgen, denn das ist meine Sache.

So ein glücklicher Anfang machte mir Muth, und ich wandte nun doppelten Fleiß und Sorgfalt auf meinen Eleven und da mich seine übrigen Lehrmeister jeder in seinem Fache unterstützten, so machten wir innerhalb zwey Jahren einen Kavalier aus ihm, der es mit manchem andern aufnehmen konnte. Er wuste sich auf eine vortheilhafte Art zu tragen und konnte das Gespräch im besten Mexikanischen Tone unterhalten.

Diese Metamorphose machte mir sehr viel Ehre, so wie auch dem Doktor Kaspar, welchem es endlich gelungen war durch tausendfältiges Vorbeten und Wiederholen einer und ebenderselben Sache ihm ein wenig Latein einzutrichtern.

Wir waren beyde auf den guten Erfolg unserer Bemühungen ziemlich stolz, und doch, so sehr wir auch Ursache hatten, uns unserer Arbeit zu freuen, so hatte doch am Ende Doston vielleicht das Meiste dabey gethan. „Gnädger Herr!" sagte er eines Tages, mit einem boshaften Lächeln zu mir, als ich mich gegen ihn meiner Erziehungskunst berühmte, „Sie verdienen allerdings Lobsprüche darüber; die kann man Ihnen gar nicht absprechen; inzwischen sey es mir erlaubt, Ihnen zu sagen, daß Sie und Doktor Kaspar

sich den glücklichen Erfolg Ihrer Bemühungen nicht ganz allein zuschreiben müssen; denn ich habe an demselben Stücke gearbeitet, und vielleicht bin ich es ganz allein, der unsern jungen Herrn klug gemacht hat, oder wenn Sie lieber wollen, es ist ein Wunderwerk, welches die Liebe gethan hat."

„Rede deutlicher!" sagte ich zu ihm, „erkläre dich!" „das will ich," antwortete er, „und zwar in wenig Worten. Die Vicekönigin hat unter ihren Weibern ein allerliebstes kleines Geschöpf von siebzehn Jahren, welches sehr geistreich und schön ist. Diese ist es eigentlich, welche die große Veränderung hervorgebracht hat, deren Sie sich so sehr rühmen."

„Was sagst du Doston!" schrie ich, „Du hinterbringst mir da eine Neuigkeit, die mich in ausserordentliches Erstaunen setzt. Wie in aller Welt ist es doch zugegangen, daß sich Don Allexis in dieses Mädchen verliebt hat? Hat er ihr seine Gesinnungen entdeckt? Wie weit ist er mit ihr?" Schon ziemlich weit, antwortete Doston, „denn er ist bereits am Schluß des Romans." „Ich kann gar nicht von meiner Verwunderung wieder zu mir kommen," fuhr ich fort. „Ich bitte dich, erzähle mir, wie sich diese Intrigue angesponnen hat?" „Von Wort zu Wort," sagte Doston, „wenn Sie nur die Gnade haben wollen mich anzuhören."

„Sie wissen daß ich keine Mühe gespahrt habe, mich bey Don Allexis einzuschmeicheln, und wir leben

wirklich auf einen ziemlich vertrauten Fuß mit einander. Ich bin nicht weniger sein Kammerdiener als der Ihrige, und besitze sein ganzes Zutrauen. Blandine, die Liebenswürdigste unter den Weibern der Vicekönigin hat ihm sein Herz gestohlen, und dieses gestand er mir, und bat mich zugleich, meine ganze Geschicklichkeit anzuwenden um ihm mit seiner Nymphe geheime Zusammenkünfte zu verschaffen, und das thue ich denn alle Nächte, und zwar so glücklich, daß kein Mensch etwas davon merkt. Dieses ist es, was ich Ihnen zu hinterbringen hatte, und urtheilen sie nunmehr, ob es diese Zusammenkünfte, oder Ihre Lektionen sind, welche dem jungen Herrn zum Verstande geholfen haben?"

„Ey ey! mein Herr Doston," antwortete ich, indem ich den Kopf schüttelte. „Wenn Sie etwan denken, daß ich Sie loben werde über Ihre Dienstfertigkeit zur Bildung des jungen Grafen etwas beyzutragen, so irren Sie sich sehr stark, denn ich kann ohnmöglich das Mittel billigen, dessen Sie sich da bedient haben. Es wär besser gewesen, wenn er lebenslang tumm geblieben wäre, als daß er auf so eine Art klug geworden ist. Nimm dich in Acht Doston! es könnte wohl einmal eine Zeit kommen, in welcher du deinen voreiligen Diensteifer bereuen möchtest. Du kennst die Strenge des Vicekönigs über diesen Punkt; er wird dir sehr übel Dank wissen, daß du seinem Sohne Dienste von der Art erzeigt hast, wenn er es unglücklicher

Weise etwan erfahren sollte, und ich weis gerade auch nicht, ob es die Gräfin gelassen mit ansehn möchte, daß du ihr ihre Kammermädchen verführest. Kurz Doston, es ist als ob du es darauf spieltest in ein Gefängniß geworfen zu werden, und mich von meinem Posten zu bringen, denn man wird mir gewiß auf irgend eine Art lernen wollen, in Zukunft keine Gelegenheitsmacher in meine Dienste zu nehmen! Da sieh nun, was du uns beyden anrichten kannst!"

Doston ließ mich so lange und so viel schwatzen, als ich wollte, und ich erstaunte sehr, als ich ihn statt der Bestürzung, die meine Warnung bey ihm verursachen sollte, wie ich glaubte, in ein geheimnißvolles Lächeln ausbrechen sah. „Das ist alles sehr weise und gut, was Sie mir da vorgestellt haben," antwortete er, „und ich sehe daraus, daß Sie ein sehr vorsichtiger und kluger Herr sind: aber Sie wissen noch lange nicht alles. Die Vicekönigin ist von allem unterrichtet, und es geschah auf ihren Befehl, daß ich dieses Verständniß anzettelte."

„Was hör ich!" rief ich aus. „Wär das möglich? Sagst Du mir auch die Wahrheit?" „Zweifeln Sie nicht daran gnädger Herr!" antwortete er. „Dieses ist eine Thatsache, gegen welche nichts einzuwenden ist: denn wenn mir auch dann und wann eine Lüge entwischt, so geschieht das nicht gegen Sie. Die Vicekönigin," fuhr er fort, „ließ mich einmal im Geheim zu sich rufen: „Mein Freund!" sagte sie zu mir,

„ich habe seine Dienste nöthig, aber er muß verschwiegen seyn. Ich habe bemerkt, daß Don Allexis itzt lange nicht mehr das einfältige Ansehn hat, das er sonst hatte, sein Verstand klärt sich vom Tage zu Tage mehr auf, man muß ihm nachhelfen und nichts kann das besser bewerkstelligen, als der Umgang mit Frauenzimmern. Ich bin auf einen Einfall gekommen. Wie wärs, wenn er einen Versuch machte ihn mit Blandinen dem geistreichsten und liebenswürdigsten Mädchen unter meinen Weibern bekannt zu machen. Sie wird ihm ganz gewiß Liebe einflössen, und diese Liebe wird alsdenn ihre Wirkung thun. Sie wird ihn zu einem vollkommenen Kavalier machen, und den Geschmack an den Mohrinnen verderben, ein Geschmack, für welchen ihn für allen Dingen gern bewahrt wissen möchte und den ich unsern Spaniern nie verzeihen kann. Wenn ihm dieses Geschäft vielleicht etwas kützlich vorkommt," setzte die Vicekönigin hinzu, denn es mochte ihr wahrscheinlicher Weise einfallen, an was für ein mißliches Handwerk der Auftrag, den sie mir gab, gränzte, „so kann ich ihm zu seiner und meiner Sicherheit sagen, daß ich Blandinens Tugend und Keuschheit als probefest und unerschütterlich kenne; und überdem ist auch mein Sohn viel zu furchtsam um Ernst zu machen."

„Ich wollte es der Vicekönigin gerade nicht sagen," fuhr Doston fort, „daß ich ihr schon zuvor gekommen wäre und daß die beyden Partheyen schon

längst durch meinen Vorschub mit einander in süsser Eintracht lebten. Um ihr also ganz die Ehre davon zu lassen, versprach ich ihr mein Möglichstes zu thun ihren Plan auszuführen, und so bald als möglich daran anzufangen; kurz ich that als wenn noch gar nichts zwischen Don Allexis und Blandinen vorgefallen wäre. Und sehn Sie gnädger Herr!" setzte er hinzu, „das war es, was Sie noch nicht wusten; da Sie es aber nunmehr wissen, so können Sie sich, denk ich, immer die Mühe erspahren, für sich oder für mich in Angst zu seyn." „Und doch bin ich unserntwegen noch nicht ganz ruhig," antwortete ich, „wenn der Viceкönig erfährt, daß du seinem Sohne geheime Zusammenkünfte mit Blandinen verschafst, so kannst du vielleicht eine üble Belohnung davon tragen, und es wird dir alsdenn wenig helfen, daß die Vicekönigin mit dir unter einer Decke gesteckt hat: denn diese wird es alsdenn machen wie alle Großen, sie zieht ihren Kopf aus der Schlinge und läßt dich allein darinne zappeln. Du kannst dir das zur Nachricht dienen lassen."

Diese Warnung schien dem Herrn Unterhändler doch von einiger Wichtigkeit zu seyn, und er nahm nunmehr seine Maasregeln darnach und fuhr zwar fort dem Don Allexis in seiner Liebschaft wie vorher Beystand zu leisten, aber er that das mit so vieler Behutsamkeit und Verschlagenheit, daß zwey ganzer Jahre hindurch keine Seele im ganzen Pallaste das geringste davon merkte.

Zehntes Kapitel.

Don Cherubin steckt im Gold und Silber bis über die Ohren, verthut es aber auch auf eine sehr honette Art, das heißt mit Damen von seiner Bekanntschaft. Er wohnt der Vorstellung einer Komödie bey. Die Wirkung, welche dieses Stück auf ihn macht.

Der Vicekönig, welcher seinen Sohn tagtäglich am Verstande und seiner Lebensart zunehmen sah, sah mich ganz gutherzig für die einzige wirkende Ursache davon an, und wuste gar nicht wie er mir das vergelten sollte. Er ließ mir nicht nur, so geitzig er auch war, meinen Gehalt aufs pünktlichste bezahlen, sondern er überhäufte mich auch obendrein mit Geschenken; hierzu kam noch, daß mir Salzedo als ein ehrlicher Mann Wort hielt: und meine Einkünfte vermehrten sich also so sehr, daß ich bald nicht mehr wuste, wo ich mit allem Gelde hin sollte. Hätte ich nur den geringsten Hang zum Geitze gehabt, so wäre ich gewiß in einem so einträglichen Posten ein wahrer Harpax geworden: aber das Schätzesammeln war mein Fehler eben nicht und ich bemühte mich daher, mein Geld eben so wieder zu verthun, wie ich es eingenommen hatte. Ich stellte sehr oft Lustbarkeiten an, und gab den Damen von meiner Bekanntschaft Feste. Ich brachte ganze halbe Tage bey ihnen am Spieltische zu; denn das Spiel ist in Mexiko die erste Lieblingsbeschäftigung der Damen. Ich führte sie oft in das Theater, welches vom Vicekönig oder vielmehr vom Publikum

unterhalten wurde, denn Seine Excellenz geruhten ihnen einen so spährlichen Gehalt zu geben, daß sie ohne jenes nicht hätten bestehen können. Ihre Truppe bestand aus lauter Mexikanern und war ziemlich gut. Es waren fünf bis sechs fürtrefliche Schauspieler dabey und das ist doch alles gesagt, was man zum Lobe einer Schauspielergesellschaft nur sagen kann, denn bey den mehresten ist gemeiniglich kaum einer, der den Beyfall völlig verdient, den man ihm giebt.

Eines Tages wohnte ich mit Don Juan und einigen Damen von unserer Bekanntschaft der dritten Vorstellung eines Lustspiels bey, welches viel Lermen gemacht hatte. Es war von einem berühmten Schriftsteller und hieß: Die entführte Ehefrau. Ich hatte mich mehr aus Höflichkeit, oder vielmehr mit dem größen Widerwillen darzu bereden lassen, als aus eignem Antriebe, denn der Titel des Stücks reitzte meine Neugier eben nicht sehr. Er hatte gar zu viel Beziehendes auf meine Geschichte, und ich besorgte, es möchte vielleicht Eins und das Andere auf meine Unkosten darinnen zu lachen geben.

Die Betrachtung, daß niemand in Mexiko meine Geschichte wuste, flößte mir indessen wieder einigen Muth ein und ich mengte mich also unter die große Anzahl der Zuschauer, fest entschlossen mir nicht das geringste merken zu lassen und der Erste zu seyn der den witzigen Einfällen auf Kosten der gekrönten Ehemänner Beyfall zuklatschte; aber ich hatte sehr viel Mühe,

mich nicht zu verrathen: Es kam im ganzen Stücke nicht ein einziges Wort vor das zum Lachen bewegen konnte, ob es gleich ein Lustspiel hieß. Der Autor war keiner von denen, welche sich den Plautus und Terrenz zum Muster nehmen, er war ein abgesagter Feind von Scherzen und lustigen Einfällen, aber dafür ein desto größerer Liebhaber von Thränen, Seufzern und Schnupftüchern mit Sentenzen, Monologen, Tiraden und Moral durchspickt: eine Manier, welche den Herrn Amerikanern ausserordentlich gefiel.

Ob ich also gleich keinen bittern Spott und keine Witzeleyen auszuhalten hatte, so war ich doch darum um gar nichts gebessert. Die Intrigue dieser Komödie, welche auf die Entführung einer Frau hinaus lief, brachte mir auf einmal die Donna Paula und mein ganzes Unglück, welches ich schon bereits zu vergessen anfieng, wieder so lebhaft in die Gedanken, daß ich mich für Angst und Unruhe kaum zu lassen wuste. Ich mochte mir Gewalt anthun wie ich wollte, um die Verwirrung, in welcher ich war, für den Augen meiner Gesellschafter zu verbergen, alle meine Mühe war umsonst! Sie war so sichtbar, daß sie dem Sekretair in die Augen fiel. „Ho ho!" sagte er lächelnd zu mir, „ich glaube gar, das Stück interesirt Sie?" „Ja wahrhaftig das thuts!" antwortete ich und wurde wie Feuer so roth. „Wie sehr weiß der Autor die Leidenschaften rege zu machen! Aber man muß auch sagen, es sind vortrefliche Schauspieler, besonders ge-

fällt mir der, welcher die Rolle des Ehemanns spielt. Er macht den zärtlichen Gemal, dem man seine geliebte Gattin geraubt hat, so natürlich, daß ich seinen ganzen Schmerz mitfühle. Ich setze mich völlig an seine Stelle und es ist mir gerade, als ob ich selbst eine geliebte Gattin verlohren hätte."

Meine Antwort machte, daß der Sekretair und unsere Damen in ein lautes Gelächter ausbrachen. Sie nahmen mich über diesen Ausbruch meiner Empfindsamkeit ziemlich herum, und ich ließ ihnen gern das Vergnügen sich auf meine Kosten lustig zu machen; denn ich wollte lieber ihre Spöttereyen ausstehn, als sie von dem unterrichten, was sie mit meinem Willen nie erfahren sollten. Gegen das Ende des Stücks hatte ich mich von meiner Verwirrung ziemlich wieder erholt. „Ich bin mit dem Ausgange dieses Lustspiels sehr zufrieden," sagte ich zu Salzedo als der Vorhang fiel. Ich glaubte erst, der betrogne Ehemann würde ein Narr seyn und sich der Verzweiflung überlassen, aber es scheint, daß er sich noch so ziemlich tröstet." „Und daran thut er sehr klug," antwortete Don Juan, denn seine Frau schien mit ihrem Entführer einig zu seyn und wenn ich in seinem Fall wäre, würde ich es gerade eben so machen: denn mir kommt nichts lächerlicher vor, als wenn sich ein Mann über den Verlust einer ungetreuen Gattin, den Kopf abreissen will."

Da ich im Grunde eben so dachte wie Salzedo, so verlosch der Eindruck, welchen die entführte Ehefrau auf mich gemacht hatte, gar bald wieder und ich nahm mir vor, dem Beyspiele ihres Gatten zu folgen, und mir alle Mühe zu geben die ungetreue Donna Paula völlig aus meinem Gedächtnisse zu vertilgen: und nun sage mir einer noch, daß man sich aus einer Komödie keine Lehre nehmen kann.

Elftes Kapitel.

Don Cherubin befindet sich in der größten Verlegenheit von der Welt. Wie er sich heraushilft. Salzedo trägt ihm seine Tochter an. Er schlägt dieß Anerbieten aus, worüber sich sein Freund nicht wenig verwundert.

Ohngefähr um diese Zeit ließ Salzedo seine Tochter aus dem Kloster, in welchem sie erzogen war, wieder zurück kommen. Sie war schon vierzehn Jahr alt und ihr Vater hatte den Vorsatz sie je eher je lieber zu verheurathen, doch aber wünschte er, daß sie vorher die Welt ein wenig sollte kennen lernen. Sie war ein aufgewecktes munteres Mädchen, sehr artig von Person und man entdeckte schon so viel Verstand und Witz an ihr, daß man mit vieler Sicherheit schließen konnte, daß sie mit der Zeit noch mehr bekommen würde.

Um das Meinige zu ihrer Bildung beyzutragen, oder vielmehr um mich ihrem Vater gefällig zu erweisen, welcher mich beständig darum ersuchte, daß ich sie recht oft besuchen sollte, ließ ich fast keinen Tag vorbeygehen, ohne eine Unterredung mit ihr zu haben, worinn ich ihr denn gewöhnlicher Weise irgend ein Kapitel aus der Moral vorlas. Ich trug aber Sorge meine Vorlesungen durch einen muntern Vortrag aufzuheitern, um ihr nicht lange Weile zu machen.

Im Anfange gieng die Sache vortreflich, aber es kam gar bald ein Umstand darzu, welcher alles verdarb. Der Herr Sittenlehrer mochte auf sein Herz nicht genug Achtung gegeben haben, oder wie es sonst zugieng, kurz er verliebte sich in seine Scholarin. So bald ich das gewahr wurde, machte ich mir selbst Vorwürfe darüber. „Was willst du machen?" sagte ich zu mir selbst, „um die Gütigkeiten, die dir Don Juan erzeigt hat zu erwiedern, willst du ihm seine Tochter entführen?" Ich begnügte mich nicht allein damit mir über meine übel angebrachte Leidenschaft Vorwürfe zu machen, ich setzte mir auch in ganzem Ernste vor, sie zu bekämpfen: ja ich fing sogleich damit an. Aber freylich war das umsonst, denn weil ich Bianka beständig wieder sah, so erwachte meine Leidenschaft immer wieder von neuen. Ich muste mich also der ovidischen Universalmedicin in dergleichen Fällen bedie-

nen: das heißt, ich muſte aufhören Bianka zu besuchen.

Ich machte also der jungen Dame von nun an so wenig als möglich die Aufwartung, und wenn ich es ja that, so waren meine Besuche immer sehr kurz. Die sichtbare Veränderung in meinem Betragen fiel ihr auf, und sie war so gar verdrüßlich darüber. „Sie sind meiner überdrüßig!" sagte sie eines Tages zu mir, „ich seh es. Sie sehn mich für ein kleines Mädchen an, die der Mühe nicht werth ist, daß man mit ihr spricht." Ich wuste nicht, was ich ihr antworten sollte; die wahre Ursache, warum ich sie vermied, durfte ich ihr nicht sagen: denn auf die Art hätte ich, mich indem ich mich rechtfertigen wollte, nur noch strafbarer gemacht.

Als endlich Bianka merkte, daß ich sie von Tage zu Tage mit größrer Sorgfalt vermied, so beschwerte sie sich endlich bey ihren Vater darüber, und dieser machte mir Vorwürfe deswegen. „Was heißt denn das?" sagte er zu mir. „Bianka beschwert sich über ihren Hofmeister; sie spricht, Sie wären es überdrüßig geworden Sie zu unterweisen. Ich kann gar nicht begreifen, wie das zugeht, daß Sie ihre Gesellschaft weniger angenehm finden, je älter sie wird? Ich muß sagen, das wundert mich!" „Sie haben Recht," antwortete ich ihm in dem nämlichen Tone: so auf den

ersten Augenblick scheint es ein wenig sonderbar, aber wär es denn nicht möglich, daß ich ihre Gesellschaft itzund deswegen mied, weil sie anfängt mir nach gerade gefährlicher zu werden?" „Der Himmel gebe es, daß das die Ursache ist, warum Sie Ihre Schülerin vernachläßigen! Und welche andere Ursache könnte mich wohl veranlassen mir das Vergnügen mich an Bianka's Reitzen zu weiden, zu versagen?" antwortete ich. „Ja gnädger Herr! es ist mir unmöglich sie ohne Gefahr zu sehn, und nunmehro, nachdem Sie mir dieses Geständniß entrissen haben, werden Sie mich hoffentlich mehr loben als tadeln, daß ich so viel Sorgfalt anwende, eine Liebe gleich in ihrer ersten Geburt zu ersticken, welche mich leichtlich um Ihre Gunst bringen könnte."

Salzedo lächelte über das, was ich ihm sagte, ob ich gleich den Inhalt unsers Gesprächs für sehr ernsthaft hielt. „Don Cherubin!" sagte er zu mir, „ich finde, Sie rechnen gar zu wenig auf Ihre Tugend, fassen Sie mehr Zutrauen zu derselben. Setzen Sie Ihre Lektionen fort, besuchen Sie meine Tochter alle Tage, ich halte sie für unfähig, die Freyheit, welche ich Ihnen gestatte, zu mißbrauchen; und da ich darüber ohne Sorge bin, so können Sie, dächt ich, es auch seyn. Mehr sag ich Ihnen vor itzo nicht."

Diese Redicenz versetzte mich in ein tiefes Nachdenken. „Was mag wohl Salzedo gegen mich in Sinne haben?“ sagte ich zu mir selbst, als ich wieder allein war. „Sollte er Lust haben, mir Bianka zur Gemalin zu geben? Nach den letzten Worten, die er fallen ließ, scheint es fast so. Wär es möglich, daß seine Freundschaft zu mir so weit gehn sollte, daß er mir sogar einen so überführenden Beweis davon geben könnte? Doch was bin ich für ein Thor, daß ich mir so hohe Gedanken in den Kopf setze! Der Sekretair ist zu reich, als daß er nicht sollte höhere Absichten haben und seine einzige Tochter ist für einen Menschen wie ich bin nicht gemacht: doch was auch immer seine Absichten seyn mögen, daß er mir so angelegentlich befiehlt meine Besuche bey seiner Tochter fortzusetzen, ich muß ihm gehorchen.“ Ich that das, und setzte mir fest vor gegen Bianka's Reitze wohl auf meiner Hut zu seyn; aber das war etwas, das leichter zu sagen als auszuführen war: denn sie wurde tagtäglich schöner und gefährlicher. Da sie wußte, auf welchem Fusse ich mit ihrem Vater stand, so begegnete sie mir auf eine sehr vertrauliche, ofne und höfliche Art, und ich war also zwischen zwey Feuern, denn ihr Freundschaftsbezeugen setzte meinem Herzen nicht weniger zu, als die Blicke ihrer schönen Augen.

In kurzen stieg meine Verlegenheit aufs höchste. „Don Cherubin!“ sagte der Sekretair eines Tages zu mir; „ich muß Ihnen etwas anvertrauen, woraus sie aufs überzeugendste sehen können, wie sehr ich Sie liebe. Meine Tochter ist jetzo matura viro, und der Mann, den ich zu meinem Schwiegersohn ausersehn habe — sind Sie.“

Wie mir bey diesen Worten zu Muthe war, das kann keine Feder beschreiben. Salzedo bemerkte meine Verwirrung, legte sie aber ganz falsch aus, denn er glaubte, die plötzliche Freude sey daran Ursach. „Ja mein lieber Don Cherubin,“ fuhr er fort, „ich mache mir das gröste Vergnügen daraus, das Schicksal meiner Tochter mit dem Ihrigen zu vereinigen, um Sie noch fester an mein Herz zu knüpfen.“ Er begleitete diese Worte mit einer Umarmung, welche mir vollends das Herz durchbohrte. Der Schmerz den ich fühlte, daß ich nicht sein Schwiegersohn werden konnte, preßte mir einen Seufzer aus, welchen er aber eben so übel verstand, als meine Bestürzung. Er bildete sich ein, Bianka sey nicht nach meinem Geschmacke, und ich fühlte einen Widerwillen sie zu heurathen: das verdroß ihn sehr stark. Aerger und Verdruß malte sich in seinen Augen. „Mein Herr Baccalaureus!“ sagte er in einem verächtlichen Tone

zu

zu mir, „ich bedaure unendlich, daß meine Tochter den Weg zu Ihrem Herzen nicht hat finden können. Ich merke wohl, Sie finden mehr Geschmack an den grosmütterlichen Schönheiten, und es muß wenigstens eine Donna Luise de Patilla seyn, die auf Ihren Beyfall Anspruch machen kann."

Diese Spötterey kränkte mich unendlich. Der Sekretair merkte das an meinem Gesicht, und sah mich sehr aufmerksam an, weil er vermuthete, daß etwas ausserordentliches in mir vorgehn müsse. „Ach gnädger Herr!" schrie ich, nachdem ich mich ein wenig wieder gefaßt hatte, glauben Sie wohl, daß ich im Stande bin, die Ehre zu verkennen, die Sie mir zugedacht haben? Nein! lassen Sie mir mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Der Besitz ihrer liebenswürdigen Tochter würde mich zum glücklichsten, zum beneidenswürdigsten Sterblichen machen; aber leyder! ist mir dies Glück versagt: ich bin schon verheurathet."
„Sie verheurathet!" rufte Salzedo voller Verwunderung. „Warum haben Sie mir das nicht gesagt?"
„Wenn ich Ihnen bisher aus meiner Verheurathung ein Geheimniß gemacht habe," antwortete ich, „so geschah das blos darum, weil ich Ihnen zugleich einen unglücklichen Zufall hätte melden müssen, der mir begegnet ist, und den ich lieber in ewige Nacht

zu vergraben wünschte.“ „Und was ist das für ein Unglück!“ erwiederte er: „vielleicht kann ich etwas darzu beytragen es wieder gut zu machen.“ Ich machte noch einige Schwierigkeiten, aber weil er so sehr in mich drang, so entdeckte ich ihm endlich mein Geheimniß und ich hatte wenigstens den Trost, daß er an meinen Leiden sehr vielen Antheil zu nehmen schien.

„Don Cherubin!“ sagte er, als meine Erzählung zu Ende war, „Sie können versichert seyn, daß mich Ihr Unglück sehr rührt. Nun wundert es mich nicht mehr, daß Ihnen letzthin die Vorstellung der entführten Ehefrau so viele Unruhe verursachte: denn natürlicher Weise muste Ihnen dieses Stück Ihre Geschichte sehr lebhaft wieder ins Gedächtniß bringen. Aber Sie müssen sich nicht so sehr darüber kränken: geschehene Dinge lassen sich nun einmal nicht ungeschehn machen. Was meine Tochter betrift — doch davon wollen wir nicht mehr reden. Wenn Sie sie nicht mehr werden zu sehn bekommen, so wird sichs mit Ihrer Liebe, denk ich, schon geben. Ich wär recht gern ihr Schwiegervater gewesen und wahrscheinlicher Weise wär ich es auch geworden, wenn das Schicksal uns nicht allen beyden ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Je nun! da es nicht die Blutsverwandschaft seyn kann, so müssen wir uns schon an den Banden der Freundschaft begnügen.“

Zwölftes Kapitel.

Geschichte des Don Andrä de Alverade und der Donna Cinthia de la Carera. Ein Rath den Don Cherubin dem Don Andrä giebt, und den sich dieser zu befolgen entschließt.

Um die Tochter des Salzedo desto eher zu vergessen, machte ich den liebenswürdigsten Damen von Mexiko häufiger als jemals den Hof. Ich hatte auch eine Menge junger Cavaliers zu Bekannten, mit welchen ich mich fast alle Tage bald bey dieser bald bey jener Lustbarkeit befand. Ich machte unter andern Bekanntschaft mit einem gewissen Don Andrä de Alverade, dem Urenkel eben des Alverade, dessen Name in der Geschichte der Eroberung von Mexiko so vieles Aufsehen gemacht hat. Wir fanden beyde so vielen Geschmack an einander, daß wir im kurzen die vertrautesten Freunde wurden.

Als ich ihn eines Tages besuchte, fand ich ihn in seinem Kabinet auf einem Sopha liegen und er war in so tiefen Gedanken, daß ich schon eine Weile vor ihm gestanden hatte, ehe er mich bemerkte. „Ja beym Himmel!" rufte er laut, denn noch immer glaubte er allein zu seyn, „ich glaube die Kreatur wird mich noch zum Narren machen!" Indem bekam er mich zu Gesicht, und fieng an laut zu lachen. „Ach sind Sie da lieber Freund!" sagte er zu mir. „Sie finden mich da

in einer tiefen Träumerey versunken, und weil Sie einmal so viel gehört haben, so will ich Ihnen auch aus dem Uebrigen kein Geheimniß machen. Ich liebe ein Frauenzimmer, das mich zur Verzweiflung bringt."

„Und wer ist denn diese Grausame, diese Undankbare, über die Sie sich so sehr beschweren?" fragte ich ihn. „Es ist Donna Cinthia de la Carera!" antwortete er, „die Tochter des Kanzelleyraths Don Joachim de la Carera. Sie haben sie noch nicht gesehn, und auch ich habe erst neuerdings mit ihr Bekanntschaft gemacht und leyder! zu meinem Unglücke. Sie ist unaussprechlich schön, aber für mich ist keine Hoffnung da sie jemals zu besitzen. Don Bernard de Orosco und Don Julian de Martara zwey Herrn von vielen Verdiensten bewerben sich um ihre Hand." „ „ "

„Ha ha! ich verstehe Sie Freund," unterbrach ich ihn, „für diesen Nebenbuhlern ist Ihnen bange." „Nein! wahrhaftig sehr wenig!" erwiderte er, „so furchtbar sie auch immer sind; der Donna Cinthia Charakter macht mir doch noch vielmehr Unruhe als sie. Sie treibt den Stolz aufs Höchste und begegnet jedem Liebhaber mit der äusersten Verachtung, denn sie glaubt, es sey in der ganzen Welt keine Mannsperson, die ihrer Aufmerksamkeit würdig wäre: sie wird zur Furie, so bald man von Liebe mit ihr spricht. Selbst ihr Vater, der sie doch so gern verheurathet

sah, der sie aber zu sehr liebt um mit Zwangsmitteln gegen sie zu verfahren, wagt es gar nicht mehr, ihr eine Vermälung vorzuschlagen. Glauben Sie wohl, daß so gar ihr Zimmer einem jeden ankündigt, daß es von einer Feindin der Liebe bewohnt wird? Es ist mit lauter Schilderenen von Frauenzimmern ausgeziert, an welchen Amor seine Tücke umsonst versuchte. Hier sieht man Daphne, welche Apolls Umarmungen entflieht, und dort Arethusa, welche lieber zum Springbrunnen wird, als daß sie sich der Liebe des Alveus ergiebt: mit einem Worte, alle Gemälde die man dort sieht, zeigen es nur gar zu sehr, wie sehr sie die Liebe und die Mannspersonen verachtet."

„Sie schildern mir da eine sehr ausserordentliche Dame," sagte ich zu ihm, weil es mich sehr wunderte in Mexiko, wo die Frauenzimmer gewöhnlicher Weise minder grausam sind, als an irgend einem Orte in der Welt, von einem solchen Original zu hören. „Also hat sie wohl Ihre Liebeserklärung sehr übel aufgenommen?" „Ach! ich habe ihr noch gar keine gethan," antwortete er, „und unter uns gesagt, ich weiß wahrhaftig nicht was ich machen soll, denn so bald ich es wage zu reden, so schließt man mir den Mund durch eine stolze verächtliche Antwort, und fahre ich fort zu schweigen, so bin ich auch nichts gebessert: denn mein Schicksal bleibt alsdenn immer ungewiß."

„Sie sehn, in welcher verdrüßlichen Lage ich bin," fuhr Don Andrä fort. „Sagen Sie mir einmal Freund, was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?" „Ich würde ein Aeuserstes wagen," erwiederte ich. „Statt dem Götzen zu opfern und ihrem Uebermuthe durch Schmeicheleyen und häufige Aufwartungen immer neue Nahrung zu geben, würde ich ihrem Stolze eine verstellte Gleichgültigkeit entgegen setzen, ich würde Verachtung mit Verachtung erwidern, und den Widerwillen, welchen sie gegen Verbindungen zärtlicher Art äussert, billigen und gut heissen: so würde ich mich gegen ein so sonderbares Frauenzimmer betragen. Was sagen Sie zu meiner Denkungsart. Sie finden sie vielleicht ein wenig ausschweifend?" „Nicht im geringsten," schrie Don Andrä, „ich billige sie recht sehr, und um Ihnen das zu beweisen, geb ich Ihnen mein Wort, daß ich gegen Cinthia diese Rolle spielen will; und ich denke, ich will sie nicht übel spielen, ob ich gleich für Liebe über und über brenne. Wir wollen sehn, was unsere List für einen Ausgang nehmen wird. Ich will sogleich zu ihr gehn und morgen sollen sie erfahren, was zwischen uns vorgegangen ist."

Wir trennten uns, und Alvarade kam den andern Morgen sehr früh zu mir. Ich war nicht weniger ungeduldig zu hören was er ausgerichtet hätte, als er,

mich davon zu benachrichtigen. Er war sehr aufgeräumt." „Don Cherubin!" sagte er zu mir, „ich müßte mich sehr irren, wenn uns unsere List nicht glükken wollte. Als ich gestern in der Cinthia Haus trat, begegnete ich Lauren ihrer Kammerjungfer, welche ich schon vorher auf meine Seite gebracht hatte. Ich vertraute ihr unser Projekt, sagte ihr, welche Rolle ich nunmehro bey ihrer Herrschaft spielen würde, und unsere List schien ihr sehr sinnreich ausgesonnen. Das Mädchen gab mir nicht allein völligen Beyfall, sondern sie versprach mir auch meinem Vorhaben allen möglichen Vorschub zu thun, und ich muß Ihnen sagen, daß ich auf dieses Versprechen sehr viel rechne: denn Laura ist ein Mädchen das Verstand hat, und das mir sehr nützlich seyn kann, wenn sie will." „Aber haben Sie denn Ihre Cinthia gestern gar nicht gesprochen?" unterbrach ich ihn. „Verzeihen Sie," antwortete er, „ich fand sie in Ihrem Zimmer in Gesellschaft einiger Damen und des Don Bernards. Man sprach von Heurathen, und ich mischte mich so gleich in das Gespräch, Don Bernard rühmte die Annehmlichkeiten der Ehe ganz ausserordentlich und sagte, es gäbe nur ein einziges wahres Glück in der Welt, und das bestünd in der Vereinigung zweyer zärtlicher Gatten. Cinthia im Gegentheil behauptete, es gäb gar keine unglücklichere Lage, als die zweyer Personen wel-

che an Hymens Joche angespannt wären. „Da bin ich völlig Ihrer Meynung, Donna!" schrie ich, ich glaube verheurathet seyn ist das unglücklichste Loos, das nur ein armer Sterblicher jemals aus dem großen Glücksrade greifen kann. Es war eine Zeit, wo ich Amorn und Hymen für zwey freundliche kleine Götter hielt, aber seitdem ich zu Verstande gekommen bin, denk ich allemal mit Furcht und Schrecken an sie."

Die ganze Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus, als sie mich so reden hörte. „Don Andrá!" sagte eine Dame zu mir, „Sie sind also wohl ein abgesagter Feind unsers Geschlechts?" „Nein Madam!" sagte ich, „Sie müssen mich auch nicht schlimmer machen als ich bin. Der Himmel behüte mich dafür, daß ich jemals ein Weiberfeind werden sollte; ich verehr Ihr Geschlecht, ich schätze es hoch: aber mehr darf es nie von mir erwarten. Ich mag weder jemals ein Frauenzimmer lieben, noch von einem geliebt seyn." „Wie?" rief Donna Cinthia, „wenn es also einem hübschen Frauenzimmer einfiel Ihre Augen auf Sie zu werfen, so könnte sie wohl gar Gefahr laufen, an einen Unempfindlichen und Undankbaren zu gerathen?" „Das könnte leicht seyn Madam! Es thut mir leyd, das zu sagen: aber sie würde warscheinlicher Weise die Kränkung erdulden müssen, ganz allein zu lieben, und wär sie auch so schön und so liebenswürdig als Sie."

Ich sprach diese Worte so ernsthaft aus, als ich nur konnte. Cinthia schien mir ein wenig empfindlich darüber zu seyn, die übrigen Damen aber lachten aus vollem Halse. „Meine Damen!" sagte endlich Cinthia zu ihren Freundinnen, „Sie sehn wenigstens, daß Alvarade sehr aufrichtig zu Werke geht, denn mich dünkt, er hat uns seine Gesinnungen so eben ziemlich deutsch erklärt. „Don Andrä!" schrie eine Dame, welche bis hieher stille geschwiegen hatte, „ein Philosoph muß sich immer gleich bleiben. Sie haben den Damen verschiedenemal Feste gegeben und das setzt voraus, daß Sie gegen die Reitze unsers Geschlechts nicht so unempfindlich sind, als Sie sagen." „Ey das beweist ja noch lange keine Liebe nicht," erwiederte ich, „das beweist höchstens, daß ich galant bin, wie es die Schuldigkeit eines jeden Kavaliers ist, und das habe ich ja auch noch nicht geleugnet! ich sage nur, daß ich einen ganzen Cirkel von Damen sehen kann, ohne mich von Einer einnehmen zu lassen, oder ohne jemals in die Versuchung zu gerathen, einer Einzigen gefallen zu wollen."

Das ist alles was gestern bey Donna Cinthia vorgefallen ist, und wenn ich mir nicht zu viel schmeichle, so entdeckte ich in den Augen meiner Geliebten einen gewissen Verdruß oder vielmehr gekränkten Stolz, daß es einen Menschen in der Welt gäbe, der es wagen

konnte, es mit ihren Reitzen aufnehmen zu wollen; doch kann es auch seyn, ich habe zu viel gesehen: denn schwören möchte ich gerade nicht darauf: und ich fürchte, ich fürchte, meine verstellte Gleichgültigkeit wird mir zu weiter nichts helfen, als die Uebermüthige noch mehr gegen mich aufbringen, daß sie mir noch verächtlicher begegnet als vorher!" „Das glauben Sie nicht Freund!" antwortete ich ihm, „ich denke vielmehr, der beleidigte Stolz wird die Donna Cinthia dahin bringen, daß sie über kurz oder lang einen Versuch wagt, Sie an ihren Siegswagen zu fesseln, und dann wollen wir sehen, wer am meisten dabey verliehrt oder gewinnt."

Dreyzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Don Andrá und der Donna Cinthia. Don Cherubins Rath gelingt. Don Andrá weis es ihm sehr viel Dank.

Schon den andern Tag erfuhr Don Andrá von Lauren, welche ihn an den dritten Ort bestellt hatte, daß Donna Cinthia glücklich in das Netz gegangen wäre: Ja! „Don Andrá!" hatte sie zu ihm gesagt, „Sie haben den Stolz der Donna Cinthia gegen sich rege gemacht. Sie kann Ihnen, wie sie spricht, Ihre Un-

Empfindlichkeit nicht verzeihen, und ich muß Ihnen nur sagen, daß sie völlig entschlossen ist, Sie zu besiegen. Sie hat diese ganze Nacht nicht geschlafen, und und hat beständig für Aerger und Verdruß geseufzt, weil Sie sich unterstanden haben, der Macht ihrer Reitze zu trotzen. „Aber Madam!" sagte ich immer zu ihr, „was für Ursache haben Sie denn, sich über Don Andrä zu beschweren? Finden Sie denn das so ausserordentlich, daß er das als Mannsperson ist, was sie als Frauenzimmer sind? Er ist nicht tadelnswürdiger, weil er gegen die Reitze der Damen unempfindlich ist, als Sie, weil Sie es gegen die vollkommensten Kavaliers sind." „Nimm du doch nicht seine Parthie, Laura!" antwortete sie, „und suche ihn nicht gegen mich zu vertheidigen. Ich verabscheue ihn, und ich werde mich nicht eher zufrieden geben, als bis ich den Unwürdigen habe vor meinen Füssen sterben sehn. Ich würde alle Reichthümer der Welt darum geben, wenn ich mir dieses Vergnügen darum erkaufen könnte."

„Aus dem was ich Ihnen da gesagt habe," setzte das Kammermädchen hinzu, „können Sie leicht sehn, daß Donna Cinthia willens ist, alles mögliche anzuwenden, um Sie in sich verliebt zu machen. Richten Sie sich darnach und seyn Sie versichert, daß Sie alles hoffen können, wenn Sie fortfahren, sich so zu verstellen, wie Sie angefangen haben. Jetzt will ich

wieder zu meiner Herrschaft gehn, erwarten Sie mich diesen Abend um sechs Uhr hier wieder, vielleicht habe ich Ihnen alsdann etwas neues zu sagen." Don Andrä begab sich wirklich um die bestimmte Stunde wieder hin, und fand dort das Mädchen welches ihn erwartete. „Seyn Sie auf Ihrer Hut Don Andrä!" sagte Sie zu ihm, „meine Herrschaft ist im Begriff, Sie mit den aller schärfsten Waffen anzugreifen. Sie wird morgen Abend einen Sarao *) geben, in welchem sie es angestellt hat, daß Sie alle Beyde Gürtel von einerley Farbe bekommen. Sie verspricht sich ganz gewiß, Sie durch eine Menge verliebter Blicke und Mienen, welche sie alle weile noch vor ihrem Spiegel

*) Dieses ist eine Art Assambleen, welche man in Spanien während des Karnevals hält. Sie besteht aus jungen Leuten beyderley Geschlechts, welche verkleidet sind, aber keine Masken vor dem Gesichte haben. Ein Frauenzimmer steht mit einem Korbe, worinnen seidne Gürtel von allen Farben sind am Eingang des Saals, und überreicht jeder Dame bey ihrem Eintritte einen davon. Eine andre Dame, welche einen Vorrath von eben solchen Gürteln hat, vertheilt sie unter die Kavaliers. Jeder Kavalier erkennt dann an der Farbe des Gürtels das Frauenzimmer, welches für den ganzen Abend seine Dame seyn soll. Er redet sie an, führt sie auf einen Sitz, und bringt die ganze Zeit, so lange als der Sarao dauert, vor ihr auf den Knien zu. Er hat die Freyheit die zärtlichsten Gespräche zu führen, ohne daß seine Dame ein Recht hat, sich darüber beleidigt zu finden, denn das ist die Hauptregel des Sarao's und daraus entspinnen sich oft die zärtlichsten Liebesintriguen. Der Sarao wird gemeiniglich mit einem Tanze beschlossen.

ausstudirt, in ihr Netz zu ziehen. Trauen Sie dieser Syrene nicht, denn sie hat keine andere Ursache, warum sie Sie reitzen will, als um Ihnen hernach mit Verachtung zu begegnen, wenn Sie schwach genug sind sich fangen zu lassen. Aber noch eine Warnung muß ich Ihnen geben; trauen Sie sich selbst nicht zu viel zu; ich fürchte, Sie möchten sich von Freude und Liebe berauscht verrathen." „Nein gute Laura!" antwortete Don Andrä, „das hast du nicht zu befürchten. Es ist genug um dieser Klippe zu entgehn, daß ich dafür gewarnt bin. Laß mich nur machen, und ich stehe dir dafür, die stolze Cinthia soll in ihre eigne Grube fallen." Don Andrä theilte mir sogleich die Nachricht mit, die er eben erhalten hatte, und wir machten uns beyde, über das Projekt der Donna Cinthia lustig. Sie ihrer Seits machte sehr eifrig Anstalten zu ihrem Sarao, und niemals hat wohl ein Frauenzimmer grössere Zurüstungen zur Eroberung eines Menschen gemacht, welcher nun schon gar zu sehr ihr Sklave war. Ihr Vater Don Joachim war über nichts vergnügter, als da er hörte, daß Don Bernard und Don Julian mit von der Gesellschaft seyn sollten, weil er hofte, daß es doch endlich einmal einem von diesen beyden Herrn gelingen würde sich bey seiner Tochter beliebt zu machen. Man kann sich leicht vorstellen, daß Don Andrä einer von den ersten war, welche Billets bekamen, und daß er auch einer von den ersten war, welche im Sarao erschienen. Sein Anzug war der galanteste, den man

sich nur denken kann, und er hatte seine Rolle nicht wenig durchstudirt.

So bald er in den Saal trat, wurde ihm ein grüner Gürtel überreicht. Er band ihn sogleich um, und ließ seine Augen im Saale herum gehn, um die Dame zu entdecken, welche einen von derselben Farbe trug: doch da durfte er nicht lange suchen, Donna Cinthia fiel ihm sogleich in die Augen. Er trat auf sie zu, und redete sie sehr höflich an. „Madam!" sagte er zu ihr, „ich betrachte diesen Tag als den glücklichsten meines Lebens, weil mir das Glück die schöne Cinthia zu Theil werden läßt." „O frohlocken Sie nicht so über Ihr Glück," antwortete sie, „die Gefahr, worinne Sie schweben, sollte Sie vielmehr zittern machen. Sie haben Ursache, sich über das Schicksal zu beschweren, denn, wenn es Ihnen hätte günstiger seyn wollen, so hätte es Ihnen eine andere Dame zuführen müssen; es wäre dann möglich gewesen, daß Sie eine Eroberung an ihr gemacht hätten, statt daß die Unterredung, die wir alleweile mit einander haben werden, Ihnen nicht das Allergeringste helfen wird. Ich bin noch überdieß barmherzig genug, es Ihnen im voraus zu sagen, daß ich Ihnen mit der äussersten Härte begegnen werde, im Fall sie unglücklich genug seyn sollten, sich in mich zu verlieben. Darauf können Sie ganz sicher Staat machen."

„Sie glauben mich abzuschrecken," erwiderte mein Freund, „aber Sie haben selbst Ursache zu fürchten,

daß Ihr Stolz endlich dem meinigen weichen wird. Denn sollten Sie nicht meine Leiden endlich rühren?" fuhr er im zärtlichern Tone fort, „wenn ich mich der Freyheit, die mir das Sarao giebt, Ihnen von Liebe vor zu reden, bediene, und Ihnen den beklagenswürdigen Zustand schildere, worinn Sie mich versetzt haben?" Ja schöne Cinthia, Sie haben meinem Herzen eine unheilbare Wunde beygebracht!" Bey diesen Worten küste er ihr voll Entzücken die Hand. „Alvarade!" antwortete ihm die Dame, indem sie ihn sanft zurück stieß, „Sie widersprechen sich selbst. Sie reden da in Ausdrücken, die mich beynahe bewegen zu glauben, daß Sie mich vielleicht wirklich lieben, ohneractet Sie sich jetzo steif und feste einbilden, daß Sie mich nicht lieben. Sie denken nicht mehr daran, daß ichs Ihnen vorher gesagt habe, daß ich Ihre Seufzer und Liebeserklärungen mit Verachtung erwiedern würde." „Sie vergessen Madam!" erwiederte Don Andrä, „daß wir auf einem Sarao sind. Alles was ich gesagt habe, war nur Verstellung." „Was?" erwiderte die Dame, „Sie fühlen nichts bey dem was Sie sagen?" „Dafür behüte mich der Himmel!" erwiderte der Kavalier, indem er hurtig den Ton änderte. Wer? „Ich sollte die Anzahl Ihrer Sklaven vermehren helfen? Nein Madam! Wenn ich Sie liebte, so würde mich die Schaam bewegen, meine Liebe vor Ihnen zu verbergen."

„Sie können sich also wohl sehr verstellen?" fragte die Donna. „Vortreflich," antwortete er. „Wenn ich will, kann ich die Blicke und die Sprache des zärtlichsten Liebhabers nachahmen. Zum Exempel, wenn ich Ihnen eine Liebeserklärung thun wollte, so würde ich zu Ihnen sagen: Anbetungswürdige Cinthia! es geschieht weder aus Galanterie, noch um die Pflichten des Sarao zu erfüllen, daß ich es Ihnen entdecke, wie sehr Sie mein Herz gleich auf den ersten Anblick für sich eingenommen haben. Ich entdecke Ihnen da meine innigsten und wahresten Gefühle, und nehme blos der Gelegenheit wahr, weil es heute nicht in Ihrer Macht steht, sich über meine Verwegenheit beleidigt zu finden." „Und das ist nichts als Verstellung?" unterbrach ihn die Dame hastig; „sagen Sie nichts mehr Alverade. Ich sehe ihre List ein: Sie stellen sich unempfindlich gegen die Schönheit, weil Sie mich durch dieses Mittel zu fangen und gefälliger gegen sich zu machen glauben. Nicht wahr, ich habe es errathen? Gestehn Sie mir es offenherzig, und Sie sollen es nicht bereuen. Sie können mir das ganz sicher glauben!" Don Andrá stand einige Augenblicke bey sich an, eh er ihr antwortete: Endlich aber entschloß er sich, sie zu befriedigen, es möchte gehn auf wessen Unkosten es wollte, und gestand ihr alles „Madam!" schloß er sein Bekenntniß, „jetzt erwarte ich von Ihnen, mein Urtheil.

theil. Sprechen Sie über mich, und entscheiden Sie mein Schicksal auf ewig." „Ich könnte mich über den Betrug, den Sie mir haben spielen wollen, beleidigt finden," antwortete Cinthia, „und um Sie dafür zu bestrafen, Ihnen wie meinen andern Liebhabern begegnen; aber um der Erfindung willen, verzeihe ich Ihnen denselben, und gebe Ihnen vor allen Ihren Nebenbuhlern den Vorzug."

Die Leser mögen sich von der Freude, die diese Worte meinem Freunde verursachten, einen Begrif machen, wenn Sie können. So lange der Sarao noch währte, das heißt die ganze Nacht hindurch bis zu Tages Anbruch, gieng ihr Don Andrà nicht von der Seite, und wandte alles an, ihr Zeichen von seiner Erkenntlichkeit und Liebe zu geben. Kaum hatte er diese Dame endlich verlassen, so kam er spornstreigs zu mir gelaufen, um mir seine Freude zu bezeigen. Er nannte mich den Urheber seines Glücks, und dankte mir zu tausendmalen, daß ich ihm gerathen hatte, eine Rolle zu spielen, welche so gut gelungen war. Vierzehn Tage hernach heurathete er seine Gebieterin, zum großen Verdruß aller seiner Nebenbuhler, welche im Grunde den Vorzug vor ihm verdienten.

Vierzehntes Kapitel.

Don Cherubin hörte aus Neugier einen Dominikaner predigen. Er erkennt ihn, wundert sich darüber, und hält ein Gespräch mit ihm.

Kurze Zeit nach dieser Heurath kam ein Dominikaner aus Guatimala nach Mexiko. Er predigte in der Cathedralkirche, und seine Predigt machte ein so gewaltiges Lermen, daß man in allen Gesellschaften von nichts andern sprach, als von dem Dominikaner. Ich mochte hinkommen wo ich hin wollte, so sprach man von dem Pater Cyrillo; besonders die Damen rühmten ihn sehr, und zogen ihn allen andern Predigern vor, ob es gleich damals unter den Franziskanern und Jesuiten sehr gute Prediger gab. So bald man hörte, daß er predigen würde, so wimmelte die Kirche voll Adlichen vom ersten Range, und man erhöhete die Preise für die Plätze. Die ganze Predigt durch war ein Gemurmel des Beyfalls: man bezeigte so gar durch Hände klatschen sein Wohlgefallen, und erhob im Herausgehen den Prediger bis in den Himmel.

Ich konnte meine Neugierde nicht länger zurücke halten. Ich wollte den Pater Cyrillo hören, und mich durch meine eignen Ohren von seinen Talenten überzeugen. Ich hörte, er würde den Tag der Empfängniß in seinem Kloster predigen; ich begab mich dahin, und fand eine sehr zahlreiche und glänzende Versammlung dort; ob dieses Kloster gleich über eine Meile

von Mexiko liegt. Ich setzte mich für mein Geld unter die Zuhörer, und unterhielt mich, ehe die Predigt angieng, mit einem Kavalier der neben mir sas. Ich fragte ihn: ob er den Pater Cyrillo schon gehört hätte? „Zweymal,“ antwortete er mir, „und ich schwöre Ihnen, ich habe noch keinen Prediger mit so vielen Vergnügen gehört.“

„Sie werden sich verwundern,“ fuhr er fort, „was der Mann für einen glänzenden Styl hat, und was er für schöne Bilder anzubringen weis. Er hat eine Wahl in seinenen Ausdrücken, und eine Eleganz, welche Ohren und Herz entzückt; glückliche Metaphern, passende und überraschende Allegorien, Schönheiten in der Eintheilung, Wendungen, welche ihm nur allein eigen sind, und besonders sind seine Uebergänge von der äusersten Feinheit. Ich will Ihnen nicht mehr von ihm sagen, um Ihnen das Vergnügen der Ueberraschung nicht zu rauben. Nur das will ich noch erwähnen, Sie müssen ihm mit der grösten Aufmerksamkeit zuhören, denn er spricht so geschwind, daß man Mühe hat, ihm mit den Gedanken nach zu kommen. Ich war in seiner letzten Predigt so unglücklich zu niesen, und das brachte mich um eine ganze Periode.“

Diese Worte verdoppelten meine Ungeduld, die ohnedem schon groß genug war, diesen berühmten Mann zu hören. Ich sah ihn kaum auf der Kanzel erscheinen, so erscholl ein lauter Zuruf durch die ganze

Kirche, und hieraus schloß ich, wie ausserordentlich das Publikum zum Vortheil dieses Predigers müsse eingenommen seyn. Cyrillo schien mir nicht viel grösser zu seyn, als ein Zwerg, denn man sah nichts weiter als den Kopf von ihm. Ich betrachtete ihn aufmerksam, seine Züge fielen mir auf, und kaum hatte er den Text seiner Predigt herausgesagt, so erkannte ich ihn an der Stimme. „Er ists!" sagte ich bey mir selbst. „Es ist bey meiner Treu der Licentiat Carambola! Nun wahrhaftig, das ist ein spashafter Vorfall!" Ist es doch gerade als wenn wir einander nachliefen; wir nehmen in Toledo Abschied, und sehen uns in Madrit wieder; wir verlassen einander dort noch einmal, und treffen uns in Barcellona." Man sollte wirklich sagen, das Schicksal mache sich eine Freude daraus, uns immer zusammen zu bringen. Jetzt fieng ich wieder an in meine Ohren und Augen ein Mißtrauen zu setzen. „Sollte ich mich aber nicht auch irren?" sagte ich bey mir selbst. „Es ist wahr, das ist seine Stimme und seine ganze Figur: aber man hat ja Beyspiele genug, daß sich Menschen auf ein Haar ähnlich sehn: Ueberdem, wie ist es möglich, daß Carambola sich entschlossen hat, ein Mönch zu werden? und was ich noch weniger begreifen kann, wie ist er zum Titel eines großen Predigers gekommen? Ich muß sagen, daß ich alles das nicht einsehen kann. Inzwischen je mehr ich ihn betrachte, je

wahrscheinlicher wird mir meine Vermuthung, und ich dächte, ich wollte wetten, daß er es ist.

Ich muste mich indessen gedulden, bis ich meinen Zweifel zu gelegener Zeit in Gewißheit verkehren könnte, und ich hörte indessen dem Prediger aufmerksam zu, um urtheilen zu können, ob das Publikum mit Grunde seine Beredsamkeit rühmte, aber er polterte seine Worte mit einer so ausserordentlichen Geschwindigkeit zum Munde heraus, daß ich über die Hälfte von seiner Predigt verlohr, ob ich gleich während der ganzen Zeit, nicht ein einzigesmal geniest hatte. Inzwischen hatte ich doch so viel davon gehört, daß ich mich über diesen Verlust sehr leicht trösten konnte. Ich machte sogar eine Bemerkung, welche aber nicht viel zum Ruhme des Predigers beytrug. Die Zuhörer schienen mir alle blos von den Schönheiten des Styls eingenommen, und seine ganze Predigt war mehr für das Ohr als für das Herz.

So bald die Predigt aus war, ließ ich mich nach dem Behältnisse des Paters führen, und er verwunderte sich eben so sehr mich hier zu sehn, als ich gethan hatte, als ich ihn auf der Kanzel erblickte. Wir umarmten uns allebeyde aufs freundschaftlichste. „Lieber Herr Licentiat," sagte ich, „so müssen wir uns denn noch einmal wieder finden, aber im Grunde sind wir wohl diesesmal alle beyde mehr überrascht, als wir es jemals gewesen sind. Ich hätte es mir niemals träumen lassen, daß ich sie in diesem Kleide wieder-

finden würde.“ „Meine Verwunderung ist der Ihrigen gleich,“ antwortete er, „und Sie können sich leicht einbilden, daß ich nicht wenig begierig bin, zu erfahren, was Sie hier in Mexiko wollen. Ich vermuthe, daß Sie nicht weniger begierig sind, zu wissen, wie ich unter die Mönche und was noch mehr ist, unter die Prediger vom ersten Range gekommen bin. Es ist nichts billiger als daß wir alle beyde, wechselsweise unsere Neugierde befriedigen. Inzwischen wollen wir dieses bis morgen verspahren, und zwar aus zweyerley Ursachen: Fürs erste bin ich sehr müde und fürs zweyte habe ich eine lange Erzählung zu machen.“ „Und ich habe Ihnen eine ganze Menge Dinge zu sagen,“ rief ich, „ruhen Sie also für heute aus, und leben Sie wohl. Morgen sehn wir uns wieder.“

Ich verließ meinen Pater also und besuchte ihn den andern Tag versprochner Maaßen. Wir schlossen uns in sein Zimmer ein, und fiengen an, uns einander alles zu erzählen, was uns seit unserer letzten Trennung begegnet war. Ich war der erste, den die Reihe traf, und weil ich wuste, daß ich vor meinem Freunde Carambola nichts zu verschweigen brauchte, so erzählte ich ihm meine Geschichte bis auf die kleinsten Umstände. Als ich zu Ende war, so fieng er an mir die Geschichte seiner Verwandlung mit der nämlichen Aufrichtigkeit zu erzählen.

Ende des vierten Buchs.

Zweyter Theil.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Licentiat Carambola hebt die Geschichte seiner Reise nach den Abendländischen Inseln an. Er trift einen seiner Schulkameraden, folgt ihm, und wird ein Mönch.

„Sie werden sich noch erinnern," fieng der Licentiat an, „daß sie mich zu Barcellona als Präceptor eines ungezogenen Bubens hinterliessen. Ich sagte Ihnen damals, daß ich mit meiner Stelle sehr zufrieden wäre, daß ich alle mögliche Annehmlichkeiten genöß, deren nur das Präceptorat in irgend einem Hause fähig sey, und daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach sehr lange in diesem Hause bleiben würde: und doch wurde ich sehr bald genöthigt es zu verlassen. Man dankte mich ab: doch das ist nicht der rechte Ausdruck, man jagte mich fort, und das zwar ziemlich unartig. Ich will Ihnen erzählen, warum? Ich hatte mich eines Tages mit meinen kleinen Edelmann eine langen

Zeit herumgeplagt, um ihn eine gewisse grammatikalische Regel, die er nicht begreifen wollte, in den Kopf zu bringen. Endlich vergieng mir die Geduld, ich vergas, daß es mir verboten war, meinen Schüler zu züchtigen, damit er sich nicht etwan ärgerte und krank darüber würde. Ich kriegte ihn bey den Ohren und zaußte ihn, ich muß es gestehn, ein wenig derb dabey herum. Er fieng an zu schreien als ob er am Spiese stäke. Die Frau Mama hörte es, kam herzu gelaufen und da sie den Herrn Sohn über und über in Thränen fand, so können sie sich leicht vorstellen, daß sie mir nicht übel mitspielte. Der Vater wollte mir das Wort reden, aber der gute Mann brauchte sehr oft selbst einen Vormund, so wenig war er Herr im Hause. Man stopfte ihm das Maul, wie einem kleinen Jungen, und jagte mich, ohne weitere Umstände, zum Hause hinaus.

Einige Tage nach diesem Vorfalle, gieng ich traurig im Hafen herumspazieren, und dachte dem schlechten Zustande meiner Sachen nach. Auf einmal fielen mir zwey Dominikaner in die Augen, wovon ich den einen für einen alten Schulkameraden, mit welchem ich in Alkala studirt hatte, erkannte. Er erinnerte sich meiner in dem nämlichen Augenblicke; wir liefen

mit ofnen Armen auf einander zu, und umarmten uns herzlich. Wir erinnerten uns der alten Zeiten wieder, belachten die leichtfertigen Streiche, welche wir unsern Professoren in Kollegium gespielt hatten, und hierauf erzählte er mir, daß er mit seinem Gefährten von Solsona käm, und sich zu Barcellona auf ein Schif, welches den andern Tag nach Kadix absegeln sollte, einzuschiffen, und daß sie alle beyde im dasigen Kloster erwartet würden, wo der eine die Philosophie, und der andere die Theologie lehren sollte. „Ich beneide Sie um Ihr Glück, meine Patres!" sagte ich seufzend, „und bereue es unendlich, daß ich nicht lieber Ihren Stand erwählt habe, statt mich so zum elenden Galeerensklaven zu machen, denn das ist der wahre Name, den man nach meiner Meinung einem armen Teufel von Präceptor beylegen muß."

„Mein Schulkamerade fieng aus vollem Halse an zu lachen, als er mich so reden hörte," „das wußte ich wahrhaftig noch nicht," sagte er, „daß das Präceptorat eine Galeere ist." „So erfahren Sie es denn von mir," antwortete ich, „und Sie können sich ganz gewiß darauf verlassen, daß es sich so verhält. Ich gebe zwar zu, daß keine Regel ohne Ausnahme ist, und daß es Häuser giebt, wo die Sklaverey eines Präceptors

süß, oder zum wenigsten erträglich ist. Bey einer alten Betschwester, zum Beyspiel, ist ein scheinheiliger Präceptor nicht immer unglücklich; er kann sich mit leichter Mühe des Zutrauens seiner Gönnerin bemächtigen. Sie sieht alles mit seinen Augen an, und geräth wohl gar auf den klugen Einfall, seiner in ihrem Testamente zu erwähnen, um ihn für seine gewinnsüchtige Höflichkeit zu belohnen. Aber dergleichen Stellen sind ziemlich selten, ich habe wenigstens bishieher sehr wenige gefunden."

„Es thut mir sehr leid," antwortete mein Freund, „Sie mit ihrem Schicksale so unzufrieden zu sehn. Ich wünschte, Sie wären so vergnügt damit, als ich es mit dem meinigen bin. Wenn die ganze Welt wüßte, wie glücklich wir Dominikaner leben, wahrhaftig unsere Klöster würden bald nicht mehr im Stande seyn, die Menge von Menschen zu fassen, welche unserm Orden von allen Seiten zuströhmen würden." „Ach Vater!" rufte ich, „reden Sie nicht so, Sie vermehren nur dadurch die Unzufriedenheit, die ich empfinde, daß ich mich in Ihrem Orden nicht habe aufnehmen lassen." „Wenn Sie das im Ernste sagen," antwortete er, „so bin ich bereit Ihnen zu diesem Glücke zu verhelfen, denn es ist noch immer Zeit darzu. Machen

Sie sich die Gelegenheit zu Nutz, reisen Sie mit uns nach Kadix, ich will Sie dort dem Prior unsers Klosters dem Pater Isidor vorstellen, und ich bin überzeugt, daß er Sie mit der größten Bereitwilligkeit aufnehmen wird, so bald er hört, daß Sie in Alkala, wo ich selbst ein Zeuge in Ihrem schnellen Fortgange Ihrer Wissenschaften gewesen bin, Aufsehen gemacht haben, denn ich erinnere mich, daß man Sie dort vorzugsweise, Aquila Theologiae nannte."

„Ja Herr Licentiat," fuhr er fort, „der Pater Isidor wird Sie für eine gute Akquisition unsers Ordens ansehn, und mir es Dank wissen, daß ich Sie darzu bewogen habe. Entschliessen Sie sich, was Sie thun wollen." „Ich würde Sie beym Worte halten," antwortete ich, „und sogleich mit Ihnen nach Kadix reisen, wenn ich nur wüßte, wovon ich die Kosten meiner Reise und meiner Aufnahme bestreiten sollte: aber ich muß es Ihnen nur aufrichtig gestehn, ich habe nicht mehr als einen einzigen Duplon in meinem Vermögen, wovon ich noch obendrein Zweydrittheil in dem Gasthofe, wo ich bisher gespeist habe, seitdem ich außer Condition bin, schuldig bin."

„Wenn Sie mit uns reisen," erwiederte der Mönch, „so haben Sie kein Geld nöthig. Wir sind allenfalls

im Stande, Sie unterwegs frey zu halten. Und was Ihre Aufnahme betrift, so können Sie ganz gewiß darauf rechnen, daß man in Betracht Ihrer Verdienste nichts dafür nehmen wird. Nun! giebts etwan noch ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen?" „Nein!" antwortete ich, „jetzo nicht das geringste mehr. Wahrhaftig meine Patres! Sie inspiriren mir die Vokation, und ich bin bereit Ihnen zu folgen."

„Meine künftigen Mitbrüder schienen über meinen Entschluß sehr vergnügt zu seyn. „Auf wiedersehn lieber Bruder!" sagte mein ehemaliger Schulkamerade zu mir, „wir werden schon noch mehr mit einander reden können. Wir gehen jetzt," fuhr er fort, indem er mit der Hand nach einem Schiffe hinwies, welches im Hafen vor Anker lag, „um den Mundvorrath, den wir zu dieser Reise nöthig haben, zu besorgen, und auf jenes Schif bringen zu lassen, denn wir sind keine Leute, die sich in allen Dingen blos auf die Vorsicht verlassen. Kommen Sie diesen Abend zu uns aufs Schif, denn Morgen früh vor Tages Anbruch geht die Reise mit uns fort."

Zweytes Kapitel.

Der Licentiat Carambola schift sich mit den Dominikanern ein. Er tritt in den Orden und predigt zum erstenmale, dann noch einmal und zwar mit Beyfall. Er reist nach Indien.

„Da ich nicht wie ein Schelm von Barcellona wegreisen wollte, so ging ich in mein Speisehaus, und bezahlte meinen Wirth, alsdenn eilte ich dem Hafen zu, um je eher je lieber an den Ort meiner Bestimmung zu kommen. Ich trug einen kleinen Mantelsack unter dem Arm, worinnen meine ganze Habseligkeiten waren. Die Mönche waren schon auf dem Schiffe und erwarteten mich mit Ungeduld. Diese guten Patres hatten die Vorsicht gebraucht, sich mit einem grossen Vorrath von Lebensmitteln und einer Menge Flaschen vom besten Wein zu versehn: kurz, wir hatten eine solche Provision, als ob die Reise hätte bis ans Ende der Welt gehen sollen. Noch vor Anbruch der Morgenröthe lichtete man die Anker, und unser Schif entfernte sich aus dem Hafen von Barcellona. Während unserer ganzen Fahrt, welche, dem Himmel sey Dank, ziemlich glücklich ablief, waren meine Reisegefährten so ausserordentlich munter und aufgeräumt, daß ich es gar nicht bereuete, daß ich mich zu ihrem Orden hatte anwerben

lassen. Ich wünschte mir unaufhörlich über diesen Einfall Glück, weil ich völlig bey mir überzeugt war, daß es in der Welt keine glücklichern Leute gäb, und ich kann Ihnen sagen, daß ich noch bis auf diese Stunde derselben Meinung bin."

„Wir kamen endlich nach Kadix, und der Pater Isidor empfieng meine beyden Reisegefährten mit sehr vieler Achtung, und als Leute, welche in seinem Kloster ganz unentbehrlich wären, auch mir begegnete er ziemlich artig, als sie ihm gesagt hatten, ich sey ein gelehrter Licentiat, welcher das Novitiat in seinem Kloster antreten wollte. Er gestand mir dieses ohne Mühe zu, nachdem ihn meine beyden Gefährten versichert hatten, daß ich für ihren Orden gebohren sey, und wirklich hatte ich ihnen während der ganzen Reise durch mein Betragen gezeigt, daß ich ein Mensch war, der sich in ihre Lebensart und Sitten vollkommen wohl zu schicken wußte."

„Ich trat also mein Novitiat an, und blieb, dem Himmel sey Dank, demohnerachtet bey meiner Lust zum Mönchsleben. Als ich das Gelübte abgelegt hatte, so nannte man mich den Pater Cyrillo. Ich widmete mich der Theologie, ließ mich ordiniren, und weil ich einiges Talent

für

für die Kanzel bey mir zu fühlen glaubte, so schrieb ich eine Predigt zusammen, und hatte die Künheit in der Kathedralkirche zu Kadix vor dem Statthalter und dem Gouverneur damit aufzutreten. Und wissen Sie, wie dieser erste Versuch ablief? Sie sollen es sogleich hören, denn ich muß Ihre Aufrichtigkeit mit gleicher Münze bezahlen, und das ist auch die Schuldigkeit eines jeden, welcher seinem Freunde seine Geschichte erzählt, daß er die unangehmen Vorfälle seines Lebens eben so aufrichtig erwähnt, als die angenehmen. Die Versammlung war sehr zahlreich, und besonders waren eine Menge Mönche aus allen Orden dabey. Ein so aufgeklärtes aber zu gleicher Zeit kritisches und neidisches Auditorium brachte mich so sehr aus meiner Fassung, daß ich mitten im Eingange stecken blieb. Umsonst zermarterte ich mein Gedächtniß, um so gut als möglich noch fortfahren zu können; aber dießmal wurde es zum Rebellen an mir: es versagte mir schlechterdings seine Hülfe, und ich war genöthiget die Kanzel zu verlassen. Ehe ich aber noch herunter stieg, sagte ich zu meinen Zuhörern: „meine Herrn! ich bedaure hier, denn Sie verliehren da eine sehr schöne Predigt!"

„Sie werden sich leicht einbilden können, daß diese Worte in dem Munde eines Biskayers ein gewaltiges Gelächter erregten. Der Bischof und der Gouverneur vergaßen beyde ihre Ernsthaftigkeit. Alle Mönche, ausgenommen die von meinem Orden, wollten fast für Lachen ersticken, als sie aus der Kirche giengen, und waren zufriedner mit mir, als wenn ich die schönste Predigt gehalten hätte."

„Obgleich mein erster Versuch etwas unglücklich abgelaufen war, so schreckte er mich doch deswegen nicht ab. Im Gegentheil versah ich mich mit einem guten Antheil von Frechheit, und bestieg drey Monate hernach, fest entschlossen die Schaarte, welche meine Ehre bekommen hatte, wieder auszuwetzen, eben dieselbe Kanzel wieder, von welcher ich das erstemal auf eine so unangenehme Art hatte herunter steigen müssen. Für dießmal war mir mein Gedächtniß getreuer, und man gab mir allgemein Beyfall, ja man fand sogar alle mögliche gute Eigenschaften eines guten Predigers an mir und stellte zwischen mir und den größten Rednern Spaniens Vergleichungen an. Man könnte hieraus beynahe beweisen, daß es oft nur sehr wenig kostet, berühmt zu werden. Nunmehr verdoppelte ich meine Bemühungen um die Lobsprüche, die

man mir so verschwenderisch beylegte, auch zu verdienen: denn so groß auch meine Eigenliebe war, so fühlte ich doch zu gewissen Zeiten, daß ich sie noch lange nicht verdiente. Ich hielt noch andere Predigten, mit welchen meine Zuhörer so zufrieden waren, daß sich mein Ruhm von Tage zu Tage vermehrte."

„Von meinem Ruhme berauscht, genoße ich so die allgemeine Achtung aller Einwohner zu Kadix, als der Pater Isidor einen Brief aus Amerika von dem Pater Prior des Jakobiterklosters in Guatimala erhielt, worinnen ihn dieser bat, ihm zwey geschickte Prediger zu schicken, welche im Stande wären unserm Orden Ehre zu machen, und sein Ansehn zu befestigen. Ich hatte sehr große Lust einer von den beiden verlangten heiligen Arbeitern zu seyn. Zwar ich muß es gestehn, geschah das nicht etwa aus einem apostolischen Eifer, sondern die Lust das schöne Land, welches die Spanischen Waffen mit so vielem Muthe erobert hatten zu sehn, hatte hieran den größten Antheil. Ich kann sagen, der Pater Isidor ließ mich nicht gerne dahin gehn, denn er hatte damals in dem ganzen Kloster niemanden der meine Stelle ersetzen konnte. Doch endlich hatte er die Güte meiner Bitte nach zu geben;

aber unter der Bedingung, daß ich nach einigen Jahren wieder nach Spanien zurück kommen sollte.”

„Ich verließ also den Hafen von Kadix mit dem Pater Bonifacius von Tabara, welcher mir zum Gefährten mit gegeben wurde, wir seegelten mit günstigem Winde bis nach der Havanna und von da giengen wir über Karthagena nach Porto bello, wo wir gerade zu Messenszeit ankamen. Diese ist unstreitig die schönste die man nur in der Welt sehn kann. Der ungeheure Zusammenfluß von Spanischen und Peruanischen Kaufleuten, wovon der eine Theil zum Einkaufen, der andere zum Verkaufen dahin kommt, gewährt dem Auge ein sehr unterhaltendes Schauspiel. Was mir noch betrachtenswürdiger vorkam, das war die große Anzahl von Maulthieren, welche von Panama mit Silberstangen beladen dort ankommen. Ich zählte ihrer an einem einzigen Tage über zweyhundert, welche auf dem Markte abgeladen wurden, und dieses gab denn schon ansehnliche Stöße von Silberstangen, welche die Augen der Herren Theilhaber nicht wenig ergötzten.”

„Wir hielten uns nicht lange in Porto bello auf, wir seegelten nach Venta de Cruzes, von da nach Pa-

nama und von da kamen wir nach Karthago. Hierauf giengen wir nach der Stadt Grenada, die man sonst auch Muhamets Garten nennt, begaben uns weiter nach dem Hafen Realejo auf dem Südmeere und wenig Tage darnach kamen wir im Hafen der Dreyfaltigkeit an."

„Ho ho!" unterbrach ich den Carambola bey diesen Worten. „Was Teufel mein Herr Licentiat, Sie bewirthen mich ja da mit einer ganzen Reisebeschreibung! Ich bitte Sie ums Himmels willen, nennen Sie doch ja nicht alle Oerter, wo Sie durchgekommen sind. Ich will Ihnen die Geographie gern schenken, denn ich will eigentlich weiter nichts wissen, als blos Ihre Begebenheiten; machen Sie also, wenn es Ihnen gefällig ist, nur einen einzigen Sprung aus dem Dreyfaltigkeitshafen bis in Ihr Kloster zu Guatimala, denn wahrscheinlicher weise ist das doch der Schauplatz, wo sich Ihre Hauptbegebenheiten eigentlich zugetragen haben." „Mein Herr Baccalaureus!" antwortete er mir lächelnd, „Sie beschweren sich mit Unrecht über mich. Um nicht zu weitläuftig zu werden, und um meine Erzählung so sehr als möglich zusammen zu drängen, habe ich Ihnen alle Seestürme und andere Zufälle, die ich ausgestanden habe, geschenkt. Ich habe Ihnen so

gar alle Beschreibungen erlassen, welche ich von den Oertern hätte machen können, die ich Ihnen nur dem Namen nach genennt habe, und die vielleicht noch interessanter seyn mochten, als meine Begebenheiten. Nun sehn Sie, da haben Sie mich sehr zur Unzeit unterbrochen."

„Aber!" fuhr er fort, „weil Sie es nun einmal so haben wollen, so muß ich nun schon einen Sprung von fünfhundert Meilen mit Ihnen machen, und Sie sogleich nach Guatimala versetzen, aber vorhero müssen Sie mir erlauben, daß ich einer ganz besondern Merkwürdigkeit erwähne. Bey der Stadt de la Trinito sieht man aus einer Tiefe unaufhörlich einen dikken schwarzen Rauch, welcher dann und wann mit Schwefel und Feuerflammen untermischt ist, aufsteigen. Man erzählt, daß sich einige vorwitzige Reisende, welche sich, um die Ursache davon zu erforschen, diesem Orte zu sehr genähert hätten, halb tod zur Erde nieder gefallen wären. Die Landleute versichern, daß man auf einer gewissen Weite davon ein Geschrey hört, wie von Personen welche große Martern ausstehen, und dieses Geschrey sey von einem gräßlichen Geklirre von Ketten begleitet, und aus dieser Ursache hat man diesen entsetzlichen Abgrund den Rachen der Hölle genannt."

„Ich will Sie nun nicht mehr länger auf der Reise aufhalten," fuhr der Pater Cyrillo fort, „sondern sogleich mit Ihnen zu Guatimala ankommen. Das Besonderste war, daß der Pater Bonifacius und ich die Stadt bey unserer Ankunft dort in der Stadt selbst suchten, denn wir hatten weder Thore noch Mauren bemerkt, und wir sahen nichts als einige Hütten mit Stroh oder mit Schinteln bedeckt. „Lieber Pater!" sagte ich zu meinem Kamerad sehr verwundert, eine Stadt zu finden, welche der Idee, die ich mir davon gemacht hatte, so wenig entsprach, „auf mein Gewissen, wir haben da uns selbst einen sehr schönen Streich gespielt, daß wir die schöne Stadt Kadix, wo es uns so wohl gieng, verlassen haben, um in diesem elenden Neste zu predigen. Wenn wir von diesen Hütten auf ihre Bewohner schließen dürfen, so werden wir nichts als schlechtes Volk zu Zuhörern haben. Ist das die berühmte Stadt Guatimala, ist das die Hauptstadt eines Landes von dreyhundert Meilen im Umkreise, wo, wie man uns gesagt hat, ein königliches Obergerichte ist, welches von dem in Mexiko ganz unabhängig ist, und einen Präsidenten hat, welcher ohne den Titel eines Vicekönigs zu führen, doch desselben ganze Macht und Ansehn hat? ich muß sagen, daß

ich das nicht begreife." „Ja ich eben so wenig," antwortete mir mein Kamerad, „und es soll mir nicht viel fehlen, man hat sich über uns lustig machen wollen."

„Unsere Verwunderung war indessen nicht von langer Dauer: als wir aus den Häusern mit Strohdächern hinaus waren, so kriegten wir schon viel schönere zu sehn, und unter andern fielen uns zwey prächtige Häuser ins Gesicht, welche in der Vorstadt des heiligen Dominikus stehen. Das eine ist unser Kloster, und das andere das Kloster der Jungfrauen der Empfängniß. Das letztere besonders ist mit hohen Mauern eingeschlossen, und von einem unermeßlichen Umfange und beschäftigte unsere Aufmerksamkeit am längsten. Wir glaubten im Anfange mitten in Guatimala selbst eine besondere Stadt zu sehn. Man zählt aber auch in diesem Kloster auf tausend Jungfrauen sowohl an Nonnen als an Kostgängerinnen, die Mohrensklavinnen, welche sie bedienen, ungerechnet."

„Je weiter wir in diese Stadt hineinkamen, je mehr entdeckten wir Häuser, welche ihr mehr Ehre machten, als die welche wir zuerst gesehn hatten. Wir kamen endlich in unser Kloster, und man empfing uns da als zwey Leute, deren Ankunft unserm Orden Ver-

gnügen machte. Der Pater Valentin Tiraquello, welcher damals Prior war, hatte kaum den Brief des Pater Isidors, den wir mitbrachten, gelesen, so überhäufte er uns mit tausend Freundschaftsbezeigungen, und besonders mich, denn der Brief enthielt eine ausserordentliche Empfehlung des Pater Cyrillo. Man bewirthete uns ausserordentlich gut, und ließ uns einige Tage ausruhen."

„Indessen verbreitete sich in der ganzen Stadt ein Gerücht, daß zwey ganz ausserordentliche Prediger aus Spanien angekommen wären. Mehr bedurft es nicht um die ganze Stadt, und besonders die Damen in Allarm zu setzen. „Wenn wird man sie zu sehn bekommen?" schrie die Eine, „wie ungeduldig bin ich, diese beyden neuen Apostel zu hören!" schrie die Andere. „Pater Cyrillo!" sagte der Prior eines Tags zu mir, „ich kann mich der Ungeduld des Publikums nicht länger erwehren. Die Edelleute, die Beamten des Königs, die Bürgerlichen, kurz die ganze Stadt wünscht mit der größten Begierde, Sie auf der Kanzel zu sehen, denn jederman ist begierig zu hören, ob Ihre Talente Ihrem großen Rufe entsprechen. Sie plagen mich unaufhörlich, daß ich ihre Neubegierde befriedigen soll, und ich habe nicht umhin gekonnt es ihnen zu verspre-

chen, daß ihnen so bald als möglich soll gewillfahrt werden." „Ich werde Sie nicht zu Schanden machen, ehrwürdiger Vater!" sagte ich, „ich predige wenn Sie wollen, gleich morgen in unserer Kirche."

Drittes Kapitel.

Der Pater Cyrillo predigt, zur großen Zufriedenheit einer zahlreichen Versammlung. Den Tag darauf ist er beym Bischof zu Guatimala zu Gaste. Es wiederfährt ihm viel Ehre. Er besucht eine Menge Nonnen, welche ihm Gasterenen und Koncerts geben. Er hat eine geheime Unterredung mit dem Bischof: der Inhalt dieser Unterredung.

„Als der Prior meine Bereitwilligkeit vernommen hatte, so schickte er sogleich in die angesehensten Häuser von Guatimala, und ließ herum sagen, daß der ehrwürdige Vater Cyrillo den andern Tag debütiren würde. Diese Neuigkeit verbreitete sich so gleich durch ganz Guatimala, und die ganze Kirche war mit den angesehnsten Leuten der Stadt angefüllt. Don Franciskus de Castro der Bischof von Guatimala beehrte mich mit seiner Gegenwart, und die sämmtlichen Mitglieder der Kanzeley vom Präsidenten an, bis zum gemeinsten Schreiber herab, waren meine Zuhörer, nicht

zu erwähnen, die sämmtlichen vornehmen Damen, welche ausserordentlich prächtig geschmückt waren. So bald ich auf der Kanzel erschien, entstand ein allgemeines Gemurmel unter der Versammlung, wovon vermuthlich meine Zwergsgestalt die Veranlassung seyn mochte, denn man giebt ja auf alles Achtung. Aber ich hatte kaum den Eingang meiner Predigt hergesagt, so verwandelte sich dieses unangenehme Geräusch in ein ungleich schmeichelhafteres. Jedermann vergaß meine Gestalt, und hörte mir mit der grösten Aufmerksamkeit zu."

„Hatte ich zu Cadix gefallen, so that ich es zu Guatimala noch weit mehr: kurz ich gewann den Beyfall aller meiner Zuhörer, und hatte das Glück dem Bischof ganz ausserordentlich zu gefallen, welcher mich nebst den Pater Prior auf den kommenden Tag zum Mittagsessen bitten ließ. Dieser gute Prälat überhäufte mich mit Höflichkeitsbezeigungen. Ob er gleich schon siebzig Jahre hatte, so war er doch noch so frisch, daß man ihm sein Alter sehr wenig ansah. Er wünschte dem Pater Valentin Glück zu einem Prediger, welcher seinem Orden so viele Ehre mache, und Sie können denken, daß die Lobeserhebungen Seiner bischöflichen Gnaden ein biskayisches Herz nicht wenig kitzelte. Ich schlang sie begierig hinunter, aber je süsser sie mir schmeckten, und jemehr ich meiner Eitelkeit dadurch

geschmeichelt fühlte, destö bescheidener bemühte ich mich dabey auszusehn, so wie es gemeiniglich die Autores machen, wenn man sie ins Gesicht lobt."

„Ausser dem Beyfall dieses Prälaten hatte ich auch noch den der ersten Beamten der Kanzeley, und des hohen Adels: kurz es war ausgemacht, daß ich die Krone der predigenden Brüderschaft in ganz Indien sey. Ich gefiel aber den Weltleuten nicht allein, mein Ruf drang durch die Mauern des Nonnenklosters. Diese Mädchen wollten mich hören, und waren von mir entzückt. Einige von ihnen schrieben so gar an mich, um mir zu bezeugen wie ausserordentlich zufrieden sie mit meiner Predigt wären, und sie ladeten mich ein, ich sollte sie am Gitter besuchen. Ich ermangelte nicht das zu thun, denn man sagte mir, daß die Mönche sowohl in Guatimala als in Mexiko die Nonnen ganz frey besuchten, daß sie sich mit ihnen sehr oft im Sprachzimmer unterhielten, und daß sie ihnen manchmal kleine Gastereyen mit Musik untermischt gäben. Daß das wahr sey, erfuhr ich gleich bey dem ersten Besuche, den ich denen Damen gab, welche so höflich an mich geschrieben hatten. Sie bewirtheten mich mit allerhand Erfrischungen, und ließen mich ihre schönen Stimmen hören, und besonders entzückte mich die junge Donna Angela de Montalvan, die Tochter eines Kanzleyraths, ein Frauenzimmer

von so seltenen Verdiensten, daß sie vielleicht die Einzige in ihrer Art ist."

„Man trift wenig Frauenzimmer, welche bey einer ausserordentlichen Schönheit des Gesichts nicht einige kleine Fehler entweder im Wuchse oder vielleicht auch im Kopfe haben; aber man kann sagen, daß die Natur indem sie die Donna Angela bildete, sich vorgesetzt hatte, ein vollkommnes Meisterstücke zu machen: Denn so viel ist gewiß, diese Nonne, welche kaum ihr zwanzigstes Jahr zurücke gelegt hatte, war ein Mädchen ohne Gleichen. Sie verstand die Musik aus dem Grunde, und vereinigte mit einer entzückenden Stimme den vollkommensten Verstand von der Welt. Sie redete mich zwey oder dreymal so geistreich und auf eine so einnehmende Art an, daß ich glaubte, einen Engel zu sehn und zu hören: kurz, sie bezauberte das Auge eben so sehr als das Ohr."

„Ich verließ das Kloster und kehrte in das unsrige zurück, sehr beschäftigt mit der Artigkeit der Nonnen, und vielleicht ein wenig zu sehr mit den Reitzen und den Vollkommenheiten der jungen Nonne, von welcher ich eben geredet habe. „Nun Pater Cyrillo!" fragte mich unser Prior, „sind Sie mit unsern Nachbarinnen zufrieden?" „Ich habe alle Ursache es zu

seyn," antwortete ich. „Diese Damen haben mich mit Erfrischungen bewirthet, und besonders mit einem Concert, welches ausserordentlich gut aufgeführt wurde." „Ey daran zweifle ich nicht," sagte der Prior, „besonders wenn sich die Schwester Angela mit darin gemengt hat." „Ja das hat sie," antwortete ich, „ich habe sie singen hören, und ihre Stimme ausserordentlich gefunden." „Sie müssen bemerkt haben," fuhr er fort, „daß dieses Mädchen eines der schönsten Frauenzimmer in der ganzen Welt ist." „Darauf habe ich nicht Achtung gegeben," erwiderte ich mit einem scheinheiligen Wesen, denn ich durfte es ihm nicht gerade zu sagen, daß ich eben diese Bemerkung gemacht hätte, damit er nicht etwan glauben sollte, ich hätte sie mit zu großer Theilnehmung gemacht.

„Es thut mir leid," sagte der Pater Prior, welcher ein guter ehrlicher Mann war, ohne viel Beobachtungsgeist, „es thut mir leid, daß Sie sie nicht aufmerksamer betrachtet haben; Sie würden ganz gewiß ein himmlisches Gesicht gesehn haben. Unser Bischof schätzt sie ganz ausserordentlich. Er besucht sie sehr oft, und schickt ihr fast alle Tage Geschenke. Man könnte glauben, daß er verliebt in sie wäre, wenn ihn nicht seine entschiedene Tugend und sein hohes Al-

ter für diesen Verdacht schützten. Man läßt also diesem Prälaten Gerechtigkeit wiederfahren, und die ganze Stadt glaubt so wie ich, daß das, was er für sie fühlt, nichts als lauter reine Freundschaft ist." Wenn ich nicht gewust hätte, daß der Pater Valentin ein Mann wär, welcher ganz unfähig war, von irgend jemand Uebels zu sprechen; so würde ich geglaubt haben, er scherzte: aber er dachte gerade so wie er sprach, und glaubte an die Tugend seines Bischofs wie an sein Evangelium."

„Einige Tage drauf ließ mich der Bischof zu sich rufen. Ich begab mich sogleich zu ihm, und er machte mir anfänglich eine Menge Schmeicheleyen und Komplimente. „Pater Cyrillo!" sagte er hierauf zu mir, indem er auf einmal den Inhalt unsers Gesprächs änderte, ich habe Ihren Beystand nöthig, zu einer gewissen Sache, welche ich im Sinne habe, und ich glaube, Sie werden mir ihn nicht abschlagen. Ich will Ihnen sagen zu was. Die Nonnen in unserer Nachbarschaft haben ihre Superiorin vor vierzehn Tagen verlohren, und sind im Begrif eine andere zu wählen. Ich wünschte, daß ihre Wahl auf die Schwester Angela fiel. Wir müssen eine Faktion für sie machen. Ich habe schon einige unter der Schwesterschaft

auf meine Seite gebracht. Sie haben mir ihre Stimmen versprochen, und, ich bin versichert, daß unser Projekt gut gehn wird, so bald sie mir beystehen."

„Gnädger Herr!" antwortete ich, „Sie können über Ihren Diener gebieten. Befehlen Sie was ich thun soll." „Ich weis, Sie haben mit einer Menge Nonnen aus diesem Kloster Bekanntschaft gemacht," sagte er, „und ich weiß auch, daß Sie bey ihnen in ausserordentlicher Achtung stehn. Sie werden mir also einen Gefallen erweisen, wenn Sie nach und nach mit einer jeden von der bevorstehenden Wahl im Geheim sprechen, und alle Ihre Beredsamkeit anwenden um sie dahin zu bringen, wohin ich sie haben will."

„Ich glaube nicht, gnädger Herr!" sagte ich, „daß es mir viele Mühe kosten wird, Ihr Vorhaben durchzusetzen. Ich bin überzeugt, daß sich alle Nonnen sehr gern in allen nach ihrem Willen schicken werden." „Daran zweifle ich sehr," erwiderte er, „die große Jugend der Angela ist ein gewaltiges Hinderniß, das uns sehr viele Mühe kosten wird zu übersteigen. „Wir wollen uns mit keiner vergeblichen Hofnung schmeicheln. Es sind zwanzig Frauenzimmer von Stande in diesem Kloster, welche schon seit dreißig

und

und mehr Jahren Nonnen sind, und deren Aufführung bis jetzt ohne allen Tadel gewesen ist. Glauben Sie wohl, daß es diese gelassen ansehn werden, wenn die Obergewalt in die Hände der Angela kommt? Und doch," — setzte er mit einem Seufzer hinzu, welcher mir vollkommen zu erkennen gab, wie viel Seiner Bischöflichen Gnaden an dieser Sache lag — „und doch, so jung diese Nonne auch ist, so verdient sie doch den Vorzug vor allen andern in ihrem Kloster."

„Sie haben sie gesehn," fuhr er fort, „Sie haben Sie im Sprachzimmer gesehn; doch das war nur so eine Erscheinung von einem Augenblicke: Sie kennen also ihren ganzen Werth noch nicht. Man muß sie mehr als einmal gesprochen haben, man muß sie ganz kennen, wenn man sie recht schätzen will, und wenn man ihr ganzes Verdienst in seinem ganzen Umfange gehörig beurtheilen will. Was hat sie für einen blendenden Witz! was für einen durchdringenden Verstand! wenn sie den Mund aufthut, so ist es ein witziger Einfall, welcher ihr entfährt, und wenn sie von etwas spricht, so urtheilt sie allemal auf das gerechteste und gründlichste. Ein Mädchen von zwey und zwanzig Jahren! Wahrhaftig, man könnte sie ein Wunderwerk nennen!" Was sie aber für allen andern der Oberstelle würdig macht, ist ihre ausserordentliche Mil=

digkeit und Sanftmuth, glückliche Wirkung ihres Temperaments und ihrer Tugend! Frey von einer wunderlichen Laune, welcher oft die vernünftigsten Personen unterworfen sind, behält sie beständig eine Ruhe der Seele, welche nichts stöhren kann: Mit einem Worte, sie vereinigt die allerliebsten Eigenschaften in sich, und es ist auch nichts anders, als ihre seltenen Verdienste, welche machen, daß ich mich für sie verwende; und unter uns, ich glaube nicht, daß sie ihre Jugend zu einem Range, für welchen ich sie gebohren glaube, untüchtig macht."

„Aus diesen Worten des Bischofs merkte ich wohl, daß er sich durch seine lautere und ungeheuchelte Freundschaft für Schwester Angela ein wenig zu weit führen ließ, und sein Projekt schien mir ein wenig ausschweifend. Inzwischen billigte ich es doch wider mein besseres Wissen und Willen, statt daß ich es hätte bestreiten und ihm das Lächerliche davon zeigen sollen, um mich bey dem Prälaten beliebt zu machen und einzuschmeicheln; ein Verfahren, welches ich mir Zeitlebens vorwerfen werde. So finden die Grossen unter den Leuten niedrigen Standes beständig willfährige Diener, welche ihren Schwachheiten schmeicheln, und ihre Thorheiten gut heißen. Ich versicherte dem Bischofe, daß ich ihm mit Leib und Seele zu Diensten stände, daß ich sogleich gehn würde, seinen

Auftrag auszurichten, und daß ich alles mein Möglig-stes thun wollte, um sein Projekt durchzusetzen. Der alte Greiß war ganz entzückt über meine Dienstfertig-keit, und umarmte mich auf das zärtlichste. Meine Eitelkeit wurde durch seine Liebkosungen nicht wenig geschmeichelt, und das machte mich denn vollends schlüßig sein thörigtes Unternehmen auszuführen."

Viertes Kapitel.

Pater Cyrillo giebt sich alle Mühe das Projekt des Bischofs durchzusetzen. Der Erfolg seiner Bemühungen. Es entsteht an der Thüre des Klosters ein plötzlicher Lerm. Was die Ursache dieses Lerms war.

Um dem Bischofe zu zeigen, wie eifrig ich sey ihm zu dienen, machte ich beynahe nur einen einzigen Satz aus seinem Pallaste in das Nonnenkloster herüber. Ich ließ mich bey denen Nonnen welche ich kannte an-melden, und sprach mit einer nach der andern im Geheim. Ich fand sie sehr widerspenstig gegen den Willen des Prälaten; aber jeder ihrer Widersprüche wurde ein neuer Triumph meiner Rhetorik: Das machte mir Muth. Ich sprach noch mit einigen an-dern Nonnen und besonders mit solchen, welche auf die Oberstelle gegründete Ansprüche zu haben glaubten, und es daher für eine himmelschreiende Ungerechtig-

keit hielten, daß man sie einem Mädchen von zwey und zwanzig Jahren geben wollte. Sie werden leicht glauben, daß sich diese alten Mütter nicht so gar willig ergaben. Indessen, ob sie gleich noch so schwierig waren, so kam ich doch endlich damit zu Stande sie auf die Seite des Bischofs zu bringen: kurz ich machte meine Sachen so gut, daß ich innerhalb acht Tagen der Stimmen von dem meisten Theile der Schwesterschaft versichert war."

„Ich hinterbrachte diese erfreuliche Nachricht dem Bischofe. Er war für Freuden ganz entzückt darüber, und machte mir eine Menge Danksagung, welche ihm von Grunde des Herzens giengen. Er schenkte mir noch ausserdem eine sehr schöne goldene Uhr, welche ich annahm, ohnerachtet ich ein Dominikaner war. Nach allen diesen Bezeigungen seiner Gnade bat er mich, ich möchte die Schwester Angela besuchen und sie von dem glücklichen Erfolg meiner Bemühungen unterrichten. Das war ein Auftrag den ich mir nicht zweymal geben ließ. Ich flog in das Kloster, sprach die Schwester Angela, und legte ihr Rechnung ab von allem, was ich für sie gethan hatte, und versicherte ihr zugleich, daß ihr die Oberstelle auf keine Weise fehlen könne. Sie schien meinen Diensteifer gehörig zu schätzen und zeigte mir ihre Erkenntlichkeit in den lebhaftesten Ausdrücken. Wie bezaubernd fand

ich sie nicht in diesem Augenblicke! Wie viel Annehmlichkeiten entdeckte ich nicht in ihrer Person! Jetzt hatte ich erst Gelegenheit alle die vortreflichen Eigenschaften an ihr zu bewundern, welche den Bischof bewogen, sich so angelegentlich für sie zu verwenden."

„Der Tag der Wahl näherte sich indessen, und wir würden ganz ohne Zweifel die Mehrheit der Stimmen auf unserer Seite gehabt haben, wenn sich nicht einige alte Mütter aus der Schwesterschaft einstimmig für die heilige Brigida, die Schwester eines alten Kanzelleyraths, welches unstreitig das tüchtigste Subjekt für diese Stelle war, erklärt hätten. Dieser Streich, den wir nicht vorher gesehn hatten, und dem wir auch bey alledem nicht einmal hätten vorbeugen können, machte, daß unser Anschlag misglückte. Es entstand im Kloster eine allgemeine Zwietracht; und als sich das Gerücht in der Stadt verbreitete, daß man ein Mädchen von zwey und zwanzig Jahren hätte zur Priorin erwählen wollen: so fiengen noch obendrein eine ganze Menge Einwohner Feuer darüber. Sehr viele Männer, welche Schwestern und Töchter im Kloster hatten, drangen mit dem bloßen Degen in der Faust hinein, und schworen, daß sie es nimmermehr zugeben würden, daß ihre Verwandtinnen unter der Faktion, welche der Bischof zum Besten der Schwester Angela angezettelt hätte, leiden sollten. Es war

kein anderer Weg, einem Unheile vorzubeugen, welches aus diesem Auflauf hätte entstehen können, als daß sich der Vater der Angela ins Mittel schlug. Er kam selbst in das Kloster, und befahl seiner Tochter bey seinem väterlichen Ansehn, daß sie allen ihren Ansprüchen auf die Oberstelle entsagen solle. Sie gehorchte ihm, aber das geschahe, wie ich glaube, mit sehr vielen Widerwillen, denn die gute Schwester war eben so ehrgeitzig als schön. Dadurch wurde der Aufruhr sowohl in der Stadt als im Kloster gestillt. Angela muste sich also bequemen eine bloße Nonne zu bleiben, und sich mit dem Vorrange der schönsten Nonne im Kloster begnügen; und vielleicht hätte manche ihrer Mitschwestern dieses Vorrecht der Oberstelle noch vorgezogen."

Fünftes Kapitel.

Der Pater Cyrillo wird Pfarrer in Petapa. Annehmlichkeiten, welche mit dieser Stelle verbunden sind. Er lernt die dasige Landessprache sehr leicht. Eine neue Einrichtung in seiner Pfarre. Lobeserhebung seines Kochs. Eine besondere Art wie die Indianer ihrem Kirchenpatron zu Ehren Feste anstellen.

„Ich weiß nicht wer unter uns beyden die dummste Figur nach dieser Begebenheit machte, ob der Bi-

schof oder ich? Sie erregte ein gewaltiges Lermen in Guatimala. Ich habe den Bischof seit dem gar nicht wieder gesehn, denn er befand für gut, sich einige Zeitlang in seinem Pallaste eingezogen zu halten, um seine Verwirrung für den schadenfrohen Blicken des Publikums zu verbergen: denn es kränkte ihm ausserordentlich, daß ihm ein Anschlag mißlungen war, an welchem ihm so viel lag. Ich war nicht weniger beschämt als er, so sehr ich auch Mönch war. Ich getraute gar nicht mich sehn zu lassen; denn, weil jedermann wußte, daß es gar nicht an mir gelegen hatte, daß die Schwester Angela nicht Superiorin geworden war, so hätte man mich ganz gewiß öffentlich verhöhnt. Um alles Geld in der Welt willen hätte ich damals nicht in Guatimala predigen mögen, denn ich glaubte ganz gewiß, daß man mich überall für den Unterhändler des Bischofs hielt. Dieser Gedanke beunruhigte mich so sehr, daß ich mich entschloß, Guatimala zu verlassen, so sehr es mir auch in dieser Stadt gefiel."

„Ich theilte diesen meinen Entschluß meinem Prior mit, und dieser sah vollkommen ein, wie triftig meine Ursachen waren. „Pater Cyrillo," sagte er zu mir, „ich bin Ihrer Meynung. Ich halte es für gut, daß Sie sich auf einige Zeit entfernen. Der Pater Bonifacius mag indessen während Ihrer Abwesen-

heit hier predigen, denn nach Ihnen ist er doch der beste Redner unsers Ordens. Ich kann Ihnen gerade jetzt eine gute Stelle anbieten. Sie wissen, wir vergeben fast alle Pfarren, welche in der Gegend von Guatimala herum liegen. Ich biete Ihnen die beträchtlichste davon an. Es ist die in Petapa, ein großer Flecken sechs Meilen von hier. Der jetzige Pfarrer dort, welcher auch aus unserm Orden ist, und sein Amt nunmehro dreißig Jahre schon verwaltet, will sich zur Ruhe begeben, und hat um einen Gehülfen angehalten. Gehn Sie zu ihm, und stehn Sie ihm so lange in seinem Amte bey, bis er es Ihnen ganz überläßt, und das wird er ganz gewiß, so bald Sie nur die Indianische Sprache werden begriffen haben. Ich bin Ihnen gut dafür, Sie werden sich dorten sehr gut befinden, denn es ist eine der reizendsten Landschaften in ganz Amerika."

„Ich reiste also mit einem Brief vom Prior an den alten Pfarrer zu Petapa von Guatimala ab. Ich ritt auf einem Maulthiere, aus den Ställen unsers Klosters, und hatte einen Indianer zu Fusse bey mir. Um den Vorschriften, die mir der Prior gegeben hatte, aufs genaueste nachzukommen, hielt ich mich in Mixco einem Dorfe ohnweit Petapa bis den folgenden Tag auf, um den Alkaden und Regidors, denen ich meine Ankunft hatte melden müssen, Zeit zu geben sich zu

meiner Aufnahme vorzubereiten: denn man empfängt dort allemal die Geistlichen, welche ihre Pfarren antreten, mit einer Pracht, welche die Achtung, worinnen die Geistlichen dort stehen, vollkommen beweist. Sie kamen mir alle den folgenden Tag mit einer Menge Trompeter Hautboisten und Sängern auf eine Meile weit entgegen, und als ich in Petapa hineinritt, fand ich Triumphbögen von Baumzweigen geflochten, und alle Strassen waren mit Blumen bestreut.'

„So bald ich in der Pfarre angekommen war, so überreichte ich dem alten Geistlichen mein Empfehlungsschreiben, und dieser empfieng mich, nachdem er es gelesen hatte, auf eine Art, womit wohl ein noch eitlerer Pfarrer als ich, hätte können zufrieden seyn. Dieser gute Dominikaner war noch frisch und gesund, ohnerachtet er schon sehr bey Jahren war. Er hatte noch von der Lebhaftigkeit, welche er in seiner Jugend besessen hatte, eine Heiterkeit übrig behalten, welche seine Gesellschaft sehr angenehm machte. „Ich sehe es wohl aus diesem Briefe," sagte er zu mir, „daß mir der Pater Prior einen Nachfolger ausgesucht hat, welcher mein Kirchspiel sehr bald über meinen Verlust trösten wird."

„Das ist mir um desto lieber," fuhr er fort; „und ich würde gleich morgen abreisen, um meine Laufbahn in einem von unsern Klöstern in heiliger

Ruhe zu beschließen, wenn Sie mich nicht noch nöthig hätten: aber ich muß noch bey Ihnen bleiben, um Sie im Indianischen zu unterrichten, denn das muß ein hiesiger Pfarrer nothwendig wissen, weil man hier fast gar nicht spanisch spricht, denn die Beamten und der Adel sind hier fast alle Indianer, und wenn Sie also die hiesige Landessprache nicht können, so würden Ihnen alle Ihre Prediger Talente sehr wenig nützen. Hat Ihnen das der Pater Valentin nicht gesagt?" „Um Verzeihung," antwortete ich, „aber er hat mir auch zu gleicher Zeit gesagt, daß Sie mir es in weniger als drey Monaten beybringen würden." „Das ist auch an dem," erwiederte er, „denn ich verstehe diese Sprache aus dem Grunde. Ich habe sogar ein indianisches Lexikon und eine Grammatik geschrieben, welche den völligen Beyfall der Akademie von Petapa haben."

„Bey dem Wort Akademie brach ich in ein lautes Gelächter aus. „Wie? mein Pater!" rufte ich, „es ist in diesem Flecken eine Akademie? So giebt es also nicht ein einziges Städchen, wo nicht eine Akademie ist?" „Diese hier ist sehr berühmt," antwortete der Pater, mit einem ganz ernsthaften Gesichte. „Ich bin ein altes Mitglied dieser ehrwürdigen Versammlung, worinnen Sie auch sehr bald sollen aufgenommen werden: denn ich will Sie sehr bald in den Stand

setzen, indianisch[?] zu predigen, und wenn Sie diese Sprache einmal können, so stehe ich Ihnen dafür, die Akademiciens werden sogleich zwey Deputirte an Sie abschicken, um Ihnen eine Stelle anzubieten."

„Diese schmeichelhafte Versicherung machte, daß ich den Pater ersuchte, mich recht bald diese Sprache zu lehren, und er machte sogleich den Anfang damit. Ich benutzte seine Unterweisungen so gut, und studirte so emsig, daß ich innerhalb drey Monaten im Stande war, eine Predigt in indianischer Sprache aufzusetzen, und öffentlich zu halten. Und ich that das mit einem so guten Erfolg, daß mich von diesem Augenblicke an, die Kenner in Petapa für einen Menschen erklärten, welcher an die Thüre der Akademie anklopfte."

„Wenn Sie mich fragen, was die dasige Landessprache, die man Proconchi nennt, für eine Sprache ist? so muß ich Ihnen antworten, daß sie ihre eignen Deklinationen und Conjujationen hat, und die man eben so leicht lernen kann, als das Griechische und Lateinische, und noch leichter vielleicht, weil sie eine lebende Sprache ist, die man durch das Sprechen und durch die Uebung lernen kann; übrigens hat sie sehr viel Wohlklang, und ist mit Metaphern und übertriebenen Figuren mehr überladen, als irgend eine in der Welt. Wenn Ihnen ein Indianer, der sich schon et-

was auf seine Sprachkenntniß im Proconchi einbildet, ein Kompliment macht, so besteht es aus nichts, als sonderbaren und bundscheckigten Gedanken, und weit hergesuchten Ausdrücken; kurz der ganze Styl ist dunkel, schwülstig, eine blendende Wortkrämerey und prächtiges Galimatias: im Grunde aber ist das der Genius der Sprache, und zugleich der ächte Ton der Akademie zu Petapa."

„Ich gewöhnte mich ohne viele Mühe an diesen Ton, denn ein Biskayer gewöhnt sich sehr leicht an das Schwülstige. Ich machte so einen schnellen Fortgang in der Indianischen Sprache, daß mich der alte Pfarrer sehr bald tüchtig fand, seine Stelle zu ersetzen, mir seine Pfarre völlig übergab, und nach Guatimala abreiste, um in dasigem Kloster den Rest seiner Tage zuzubringen."

„Nach seiner Abreise blieb ich also Herr der Pfarre, und fing an zu leben, wie reicher Pfründner, denn bis hieher hatte der Pfarrer vermuthlich aus Furcht mich zu sehr von der Erlernung des Proconchi abzuhalten, die Einkünfte seiner Pfarre, welche sich über zweytausend Thaler beliefen, ganz allein für sich behalten; denn unter sehr vielen guten Eigenschaften, besas er auch eine sehr schlechte: und das war der Geitz! Ich merkte das schon an den spärlichen Mahlzeiten, womit er mich bewirthete, welche fast alle in

nichts als Butterbrod, Cacao und dem elendesten Weine von der Welt bestanden. So bald ich daher mein eigner Herr war, so war es meine erste Sorge, meinen Tisch zu verbessern, und meine Bedienung zu vermehren. Ich nahm unter andern einen Negersklaven in Dienste, welchen mir einer unserer Alkaden als einen guten Koch empfohl; und ich muß sagen, daß ich mit ihm sehr wohl zufrieden war."

„Dieser Negersklave war eine Zeitlang Küchenjunge bey dem ersten Präsidenten in Guatimala gewesen, und hatte dort sein Handwerk aus dem Grunde gelernt. Alle Tage bewirthete er mich mit einer neuen Schüssel, welche von seiner Kochkunst die triftigsten Beweise ablegte, und meine Sinnlichkeit befriedigte."

„Nächst meinem Koche hatte ich noch vier andere Bedienten; einen, welcher mir bey Tische aufwartete, und den ich zugleich zum Wegschicken brauchte; einen andern, welcher meine Zehenden einsammlen mußte, welche in Eiern und Federvieh bestanden, und überdem noch in einer gewissen Summe Geldes, die man mir sehr pünktlich auszahlte, einen Gärtner und einen Stallknecht, denn ich hielt mir ein Maulthier, weil ich ein kleines Dorf, drey Meilen von Petapa zum Filiale hatte. Dieses Dorf, welches Mixco hieß, brachte mir sehr viel ein. Ich ritt sehr oft dahin, und ich kam nie ohne wenigstens sechs Stück Federvieh und

Cacao zu meiner Chokolate wieder zurück, ohngeachtet das Geld. Das man mir für meine Messen und Predigten noch ausserdem gab; denn ob ich gleich Zuhörer hatte, welche mich gar nicht im mindesten verstanden, und denen daher meine Predigten nichts in der Welt nützten; so bestieg ich doch nichts destoweniger frisch weg die Kanzel, und predigte immer drauf los."

„So wie jedes Dorf einem gewissen Heiligen gewidmet ist, dessen Fest die Einwohner acht Tage lang feyern, so hatte Mixco den seinigen auch, und der dasige Pfarrer hatte alle Ursache mit den Geschenken, die man ihm brachte, zufrieden zu seyn. Die Brüderschaft des heiligen Hyacint stellt während dieser Zeit Freudenfeste an, welche wohl verdienen, daß ich sie erwähne. Den ersten Tag tanzen sie in seidene Zeuge und feine Leinewand gekleidet, und mit Federn und Bändern geschmückt, mit den schönsten Mädchen im Dorfe figurirte Tänze, welche sie vollkommen gut ausführen. Aber eine Sache, welche ich gar nicht billige, und die man nur Indianern verzeihen kann, welche noch so sehr an der Abgötterey hangen, ist, daß sie ihre Tänze in der Kirche anfangen, und von da auf den Kirchhof tanzen. Den Ueberrest der Woche bringt man mit Gastmählern hin, wo der Chicha *) und andere fürtrefliche Getränke stromweise fliesen.

*) Ein amerikanisches Getränk, welches aus Zuckerrohr, Honig und Wasser bereitet wird. A. d. U.

Sechstes Kapitel.

Der Pater Cyrillo macht sich bey den Indianern und Indianerinnen beliebt. Eine interessante Geschichte von zwey Brüdern und einer Schwester. Er predigt in der Landessprache, und erwirbt sich durch die Schönheit seiner Reden einen Platz in der Akademie von Petapa.

„Ich machte also sowohl zu Mixco als zu Petapa reichliche Aerndten, und ob ich gleich jährlich dreyhundert Thaler an unser Kloster zu Guatimala abgeben mußte, so blieb mir doch noch soviel Geld übrig, daß ich nicht eben nöthig hatte, die Peruanischen Mönche, welche in Indien die vortreflichsten Dorfpfarren haben, und alle Einkünfte für sich behalten, zu beneiden. Denn ich war weder weniger reich, noch auch weniger glücklich als sie. Ueberdem daß ich meinem Kloster statt dreyhundert, fünfhundert abgeben konnte, gab ich mich auch ein wenig mit der Handlung ab, und ließ mich mit einigen Kaufleuten in Verkehr ein. Ich muß gestehn, daß das eine kleine Sünde gegen das Gelübde der Armuth war; aber das müssen Sie mir nicht so hoch anrechnen: ich ahmte darinnen andern Geistlichen nach, welche eben so fette Pfarren hatten als ich; und dieses ist wieder ein Beweis, was das böse Beyspiel thut."

„Die Indianer um Guatimala herum, sind eine Art von guten, friedfertigen Menschen, sie verlangen nichts besseres, als in Friede und Ruhe zu leben, und ich glaube, sie würden so gar die Spanier lieben, wenn diese ein wenig glimpflicher und menschlicher mit ihnen umgiengen. Hiervon aber müssen Sie eine Art Negersklaven ausnehmen, welche in den Indigowerken sich aufhalten, denn dieses sind wilde und fürchterliche Menschen; ob sie gleich keine andere Waffen als kleine Lanzen führen, so haben sie doch die Kühnheit, es mit wüthenden Stieren oder auch Krokodillen aufzunehmen, und sie lassen sie nicht eher fahren, als bis sie sie erlegt haben. Diese Sklaven machen ihren Herren sehr viel zu schaffen. Was aber die Indianer von Petapa anbelangt, so kann ich Ihnen sagen, daß diese die allerbesten in ganz Amerika sind. Sie sind im gleichen Grade höflich, als die andern grob sind, und machen unter sich eine friedliche Gesellschaft aus, worinnen der Geist der Eintracht und der Brüderliebe herrscht. Was sie aber noch mehr vor allen andern auszeichnet, ist ihre Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit. Ich will Ihnen hiervon einen Zug erzählen."

„Ein

„Ein angesehner und reicher Indianer zu Petapa starb, und hinterließ seinen zwey Söhnen und seiner Tochter eine sehr ansehnliche Erbschaft. Der Aelteste unter den beyden Brüdern machte aus der Verlassenschaft seines Vaters drey gleiche Theile, und wollte daß sie wählen sollten. „Du bist der Aelteste von uns," antworteten sie, „und es kömmt dir also das Recht zu, zuerst zu wählen." „Nein!" antwortete jener, „ich habe die Theile gemacht, und daher ist es an euch, zu nehmen was euch gefällt." Der andere Bruder und die Schwester, zogen also zuerst, und das dritte Theil blieb für den Aeltesten. Zufälligerweise trug sichs zu, daß sich in diesem Theile ein grosser Koffer befand, welcher einen falschen Boden hatte, und darinne waren tausend Goldstücke verborgen. Sobald der ältere Bruder diese Entdeckung gemacht hatte, so bat er seine Geschwister zum Essen zu sich, und nach der Mahlzeit, ließ er eine Schüssel auftragen, worinnen die sämmtlichen Goldstücke lagen. „Dieses habe ich in einem Koffer gefunden," sagte er zu ihnen, „der mit unter meinem Antheile war. Wir müssen es unter uns vertheilen: denn das ist der Billigkeit gemäß."

„Ich lebte also mit meinen Indianern in vollkommner Eintracht, denn so sehr ich auch Spanier war, so liebten sie mich doch herzlich. Ich belustigte mich alle Tage mit ihnen, ich unterhielt mich ganz frey mit ihren Weibern, und spielte in der Karte mit ihnen; denn die Männer sind dort gar nicht eifersüchtig, und die Weiber haben mehrentheils sehr viel Witz und Verstand, und es ist ein wahres Vergnügen, sie sprechen zu hören. Die Akademiciens von Petapa erholen sich oft bey ihnen Raths, und wenn diese Herrn in einer ihrer Versammlungen etwan über ein Wort nicht einig werden können, so sagen sie allemal, „wir müssen die Weiber darüber fragen:" und dieses beweist doch, daß die Akademie sehr galant ist."

„Die Indianischen Damen entscheiden also, und ihre Bescheide leiden keinen Widerspruch, und sollten sie auch so gar der Grammatik meines alten Pfarrers schnurstracks zuwider seyn. Ich habe sogar unter andern eine Dame im Flecken gekannt, bey welcher sich die schönen Geister des Orts sammt und sonders versammleten, und die man wie ein Orakel anhörte. Sie drückte sich mit einer bewundernswürdigen Eleganz aus, und urtheilte so gründlich über Werke des Geistes, daß es keine Seele wagte, ihr zu widersprechen

Sie war die Wittwe eines Indianers von Adel, der ihr Vermögen genug hinterlassen hatte, daß sie ihrem Stande gemäß leben konnte. Ich besuchte sie sehr oft und traf allemal Akademiciens bey ihr an, deren Unterhaltung ich mir sehr zu Nutze machte. Ich merkte mir alle das Sonderbare, das ich sie sagen hörte, ich gab auf alle ihre Wendungen und Ausdrücke Achtung, und bemerkte, daß diese Herren ganz anders und viel erhabner dachten und sprachen, als gewöhnliche Menschen: kurz ich lernte durch das bloße Zuhören alle mögliche Feinheiten der Sprache."

„Als ich den ganzen Geist davon völlig in meiner Gewalt zu haben glaubte, so war ich kühn genug, vor der sämmtlichen Akademie in corpore predigen zu wollen. Aber um des Beyfalls dieser Meister in der indianischen Sprache noch mehr versichert zu seyn, fiel mir ein Mittel ein, welches, so kühn es auch war, mir doch so ziemlich gelang. Unter den Büchern, welche mir mein Vorfahrer, als er nach Guatimala reiste, zurücke gelassen hatte, damit ich meine Kenntnisse im Proconchi noch mehr erweitern könnte, fand ich außer seinem Lexikon und seiner Grammatik, auch eine Sammlung Reden, welche ganz neuerlich in der Akademie gesprochen worden waren. Ich blätterte darin

nen, fischte so zu sagen im Trüben, zog die glänzendsten Redensarten, die neuesten Worte, und die auffallendsten Phrasen heraus, und stoppelte aus dieser Quintessenz eine Predigt zusammen, welche die sämmtlichen Akademiciens hinriß. „Es sind sehr viel Schönheiten darinnen," sagten Sie sich einander ins Ohr, „der Mann sagt sehr gute Sachen, er hat einen Styl der beynahe unsern Stempel trägt."

„Was soll ich Ihnen sagen? Diese Herren waren mit meinen Ausdrücken, oder wenn Sie lieber wollen, mit ihren eignen so zufrieden, daß sie gleich in ihrer ersten Sitzung beschlossen mich an ihren ruhmvollen Arbeiten theilnehmen zu lassen. Sie ließen mir diese Ehre, die sie mir anthun wollten, durch zwey Abgeordnete ankündigen. Ich nahm nochmals meine Zuflucht zu meiner Sammlung, um eine Rede zu fabriciren, und ich stattete meinen neuen Kollegen bey meiner Aufnahme in ihren eignen Ausdrücken und Redensarten meinen Dank ab."

Siebentes Kapitel.

Etwas über die indianischen Damen von Petapa. Ein bewundernswürdiges Geheimniß, dessen sie sich manchmal bedienen, wenn sie jemanden zur Liebe reitzen wollen. Eine große, heilige Unternehmung, deren sich Pater Cyrillo unterzieht, nebst ihren Folgen.

Der Pater Cyrillo wollte in seiner Erzählung fortfahren, aber ich unterbrach ihn hier. „Sie haben mir da sehr viel von dem Witze und Verstande der Indianerinnen in Petapa vorgeredet, und sagen mir nicht ein Wörtchen von ihrer Schönheit,“ sagte ich zu ihm, „ich muß Ihnen gestehen, daß mir das keinen hohen Begrif von ihren Reitzen beybringt.“ „Und sie sind doch darum nicht weniger hübsch, als die in Mexiko,“ erwiderte der Mönch, „und sie sind eben so niedlich angezogen. Ihre Tracht aber ist von jener verschieden.“

„Statt der Hemden tragen sie eine Art von Ueberhang, den sie Guajapil nennen. Dieser geht von den Schultern an, bis unter den Gürtel, und hat weite Ermel, welche aber so kurz sind, daß sie kaum die Hälfte des Arms bedecken. Dieser Gujapil ist vorne in der Mitte mit einem Federbusch, oder einer andern Zierath von Baumwolle geschmückt, welche aber die Schönheit des Busens mehr hebt, als verbirgt. Sie

tragen Armbänder und Ohrringe, aber keine Mützen; Ihr Haar ist nur mit seidnen Bändern aufgebunden; sie gehn in bloßen Beinen, und knüpfen ihre Schuhe mit einem breiten Bande."

„Was ich Ihnen hier gesagt habe, versteht sich blos von den vornehmen und reichen Damen, denn die Gemeinen und Aermern gehen mit bloßen Füssen, und wickeln sich in wollne Mäntel ein, ein Staat welcher die Augen eben nicht sehr blendet. Inzwischen, obgleich ihr Ansehn nichts weniger als verführerisch ist, so machen sie doch mit unter manche Eroberung. Es giebt gewisse vornehme Indianer und Spanier, deren Geschmack sonderbar genug ist, ihnen nachzulaufen. Sie besuchen sie heimlich in ihren Strohhütten, welche gemeiniglich nur aus einem einzigen Zimmer bestehn, in dessen Mitte diese Indianerinnen Feuer anmachen, um ihre Speisen zu kochen; und weil diese Hütten keine Feueressen haben, so verbreitet sich der Rauch natürlicher Weise in der ganzen Hütte herum: und so kann man sagen, daß sich diese Galane gleichsam in einem Ofen befinden, worinne sie für Liebe und Rauch, beynahe ersticken."

„Was die vornehmern indianischen Damen betrift, diese bewohnen besser gebaute und schön meublirte Häuser. Wenn sie in die Kirche, oder auf Besuch gehn, so tragen sie einen Schleyer von holländi-

scher, spanischer oder chinesischer Leinewand, welcher sie vom Kopf bis zum Füssen bedeckt; so bald sie aber nach Hause kommen, so nehmen sie ohne alle Umstände ihren Gujapil ab, und gehen mit bloßen Busen und Schultern. Es ist wahr, daß sie den Gujapil, es sey nun aus Bescheidenheit, oder auch vielleicht aus Grimasse sogleich wieder überwerfen, wenn sich eine Mannsperson bey ihnen anmelden läßt: ich sage aus Grimasse, denn eigentlich sind sie nicht grausam. Anstatt den jungen Herrn, welche ihnen die Aufwartung machen, die Eroberung zu erschweren, machen sie ihnen vielmehr den Sieg leicht: kurz sie sind eben so galant, wie andere Indianerinnen, aber auch bey alle dem äusserst abergläubisch, und wenn ihnen ein Mensch, der ihre Eroberung sucht, noch so sehr gefällt, so ergeben sie sich seinen zärtlichen Wünschen doch nicht eher, als bis sie vorher den Gesang, oder den Flug der Vögel zu Rathe gezogen, oder Achtung gegeben haben, was für ein Thier ihnen quer über den Weg wegläuft. Ist die Vorbedeutung, die sie daraus ziehen, günstig, so kann der Liebhaber alles hoffen, ist sie es aber nicht, so mag der arme Teufel nur immer sein Glücke weiter suchen."

„Einige von diesen Indianerinnen treiben den Aberglauben noch weiter, und bedienen sich der Magie, um in ihren Unternehmungen glücklich zu seyn. Ich besinne mich, daß eine davon, welche in einen jungen Indianer verliebt war, dessen Herz, wie sie wußte, anders wo versagt war, sich eines Liebestranks bediente, und ihn auch wirklich seiner Geliebten ungetreu machte."

„Was sagen Sie mir da, Pater Cyrillo!" rief ich lachend. „Sie reden da wie ein Reisender, und erzählen mir Fabeln." „Verzeihen Sie!" antwortete er, „über Thatsachen läßt sich nicht streiten, und was ich Ihnen da erzähle ist eine, denn ich bin selbst Zeuge davon gewesen. Ich will Ihnen noch mehr sagen, das Filtrum war aus Kolibristaub. Man trocknet diesen Vogel an der Sonne, alsdenn pulverisirt man ihn, thut das Pulver davon in Wein, oder in ein anderes Getränke, und entzündet dadurch das Herz des Gegenstandes, den man für sich einnehmen will. Sie mögen dasjenige was ich Ihnen gesagt habe, nun entweder glauben oder nicht, inzwischen ist doch soviel gewiß, daß es mir viele glaubwürdige Indianer als ganz sicher versichert haben. Die Indianerinn selbst,

welche sich dieses Mittels mit so gutem Erfolg bediente, hat es mir gestanden.".

So sehr mir auch der Mönch, der mir das sagte, davon überzeugt zu seyn schien, so sehr er mich auch versicherte, daß nichts wahrhafter sey, so konnte ich es doch nicht glauben. Inzwischen wird man in der Folge aus einer Begebenheit, die mir selbst begegnete, sehen, daß die Geschichte mit dem Liebestrank nichts weniger als ein Mährchen war."

„Um Ihnen das Gemälde der Indianerinnen von Betapa zu vollenden," fuhr der Mönch fort, „muß ich Ihnen noch sagen, daß sie sich nur zum Schein zur Römischkatholischen Religion bekennen. Was sie mit ihrer Vernunft nicht begreifen können, das verdient bey ihnen auch keinen Glauben. Allgemeine Bemühungen sie zu bekehren, waren fruchtlos, ob ich mich gleich die aller kraftvollesten Ausdrücke des Proconchi dazu bediente. Diese ungelehrigen und abergläubischen Seelen beten in Geheim hölzerne oder steinerne Götzen an. Sie bewahren in ihren Häusern mit der äusersten Sorgfalt eine Kröte, oder sonst ein ander Thier von dieser Art, weil sie sich steif und feste einbilden, daß ihr Leben von dem Leben eines solchen Thieres abhängt, und damit verbunden ist."

„Wenn ich sage, daß sie diese Götzen im Geheim anbeten, so geschieht das, weil sie es nicht öffentlich thun dürfen. Die Spanier verwehren es ihnen, und springen garstig mit ihren after Gottheiten herum, wenn diese das Unglück haben, ihnen in ihre Hände zu fallen. Aber die Indianer geben sehr darauf Achtung, daß das nicht geschieht. Sie verbergen ihre Götzen gemeiniglich in einer Höhle, deren Eingang sie sorgfältig verhelen und verbergen, und in diesen Hölen versammlen sie sich des Nachts, um ihren Götzendienst zu verrichten. Wenn ihr Pfarrer zum Unglück für sie Nachricht erhält, so ist er verbunden diesem Unwesen zu steuren. Er bedient sich dann der Unterstützung der Alkaden und Regidors, und diese geben ihm, um die eifrigen Katholiken desto besser zu spielen, spanische Soldaten zur Begleitung, welche Befehl haben, die Götzenbilder ohne alle Gnade zu zerstöhren. Ein solcher Feldzug aber ist für einem Pfarrer ein ziemlich mißliches Geschäft, weil er nicht selten Gefahr läuft, sich eine Martyrerkrone dabey zu erwerben: denn die Herren Indianer verstehen keinen Spas, wenn sie ihn in die Kluppe kriegen."

„Ein so ruhmvolles Ende ist nun gerade nicht nach dem Geschmack aller Pfarrer. Mein Vorfahr

war ihm auch so sorgfältig als möglich ausgewichen. Er hatte sich damit begnügt, seinen Kirchkindern Gotteswort zu predigen, und hatte ihre Götzen in Ruhe gelassen. Und ich glaube, ich würde sehr wohl daran gethan haben, wenn ich seinem Beyspiele gefolgt wäre, statt daß ich mich einmal gelüsten ließ, die Märtyrerkrone zu erwerben. Man benachrichtigte mich, daß sich zwischen Mixco und Petapa eine Felsenkluft befänd, woriunen ein solcher Götze verborgen wäre, und worinnen es sehr oft heimliche Zusammenkünfte gäbe. Ich zeigte es sogleich bey den Alkaden an, und erbot mich, sehr tapfer mit diesem Götzen eine Bataille zu liefern. Diese Herren lobten mich, meines Entschlusses wegen, ganz ausserordentlich, rühmten meinen Eifer und Muth, und gaben mir zwanzig spanische Soldaten zu Bedeckung mit, an deren Spitze ich um Mitternacht gerades Weges auf die Höhle zu marschirte."

„Wir fanden die Höhle mit einer unzähligen Menge Wachslichter erleuchtet, und ungefähr funfzig Indianer und Indianerinnen darinnen, wovon der eine Theil dem Götzen räucherte, indeß die andern um ihn herumtanzten, und Gesänge zu seinem Lobe sangen. Dieser Götze war nichts anders, als ein grosser

Drache aus Holz gemalt, welcher auf einem steinernen Altare stand. Unsere Ankunft unterbrach das Fest und die Götzendiener erschreckte der Anblick meiner Soldaten, welche alle die blosen Degen in der Hand hatten, so sehr, daß sie, statt ihren Götzen zu vertheidigen, sogleich die Flucht ergriffen, und uns ohne Blutvergiessen das Schlachtfeld überliessen."

„Ich befahl, daß man sie nicht aufhalten, noch ihnen das geringste Leid zufügen sollte. Hierauf gab ich den Drachen meinen Soldaten Preiß, welche sich sogleich darüber hermachten, und ihn in tausend Stücke zerschlugen: Alsdenn kehrte ich siegreich nach Petapa zurücke, und dachte Wunder, was ich durch diese glorreiche That der Kirche für einen wichtigen Dienst erzeigt hätte."

Achtes Kapitel.

Folgen dieser schönen Expedition. Der Pater Cyrillo geräth in Gefahr. Auf was für eine feine Art er sich heraus zieht. Er geht in sein Kloster zurück, und erhält von seinem Provinzial den Befehl in Mexiko zu predigen.

„Meine Bataille machte sehr vielen Lerm im Lande. Die Indianer, welche wirklich bekehrt waren, mißbil-

ligten sie nicht; die andern hingegen, deren Anzahl unweit grösser war, betrachteten sie als einen Kirchenraub, den man nicht unbestraft lassen müßte, und hielten einen Rath unter sich, worinnen sie beschlossen, mich einmal des Nachts in meiner eigenen Wohnung zu ermorden."

„Sie hatten ihre Maaßregeln, und diesen Anschlag auszuführen schon völlig genommen, und mein Tod wäre unvermeidlich gewesen, wenn sich nicht der Himmel in das Spiel gemengt hätte. Ich erhielte noch den Abend zuvor ein Briefchen von unbekannter Hand, worinnen man mir von der Gefahr, in welcher ich schwebte, eine sehr umständliche und genaue Nachricht gab. Ich hatte meine Rettung einer menschenfreundlichen Indianerin zu danken, welche zwar selbst eine Götzendienerin war, aber doch das Leben eines Menschen der Rache ihres Götzen vorzog."

„Nachdem ich dieses Billet gelesen hatte, dessen Inhalt mir nicht weniger als gleichgültig schien, so packte ich sogleich mein ganzes Geld zusammen, setzte mich auf mein Maulthier, und ritte, ohne meinen Bedienten ein Wort davon zu sagen, nach Guatimala zu, von niemanden begleitet, als von meinem Schutzengel, welcher mir zwar für diesesmal noch so ziemlich

aus der Noth half, aber mich nichts desto weniger eine ziemliche Weile in Furcht und Angst zappeln ließ. Ich sah mich tausendmal um, ob etwan jemand hinter mir wäre, und mich verfolgte; war aber doch am Ende so glücklich, frisch und gesund in meinem Kloster anzukommen. Ich erzählte unserm Prior meinen heiligen Eifer, und dieser war im Grunde weniger damit zufrieden, als mit meiner Flucht. „Pater Cyrillo!" sagte er zu mir, „ich habe Ihnen eine Neuigkeit zu melden, welche Sie, denk ich, darüber trösten wird, daß Ihnen für dißmal die Märtyrerkrone entwischt ist. Man verlangt zu Mexiko einen guten Prediger von unsern Orden. Die andern Orden haben jetzo, was das Predigen betrift, dorten offenbahr den Vorzug über uns, wir müssen also einen grossen Redner haben, der dem ihrigen die Waage halten kann, und unsere Wahl ist auf Sie gefallen. Ich habe unserm Provinzial von Ihrer Fähigkeit im Predigen gesagt, und er hat beschlossen, Sie nach Mexiko zu schicken. Ich war schon in Begrif, Ihnen auf seinen Befehl zu schreiben, und sie von Petapa zurückzurufen. Sie konnten also zu keiner gelegenern Zeit hieher kommen."

„Diese Nachricht machte mir um so viel mehr Freude, weil ich sehr viel Verlangen trug, Mexiko zu sehen, und ich kann Ihnen überdem versichern, es schmeichelte der grossen Eitelkeit des kleinen Pater Cyrillo nicht wenig, daß man ihn zu dem Helden erwählt hatte, welcher die Kanzel solchen furchtbaren Nebenbuhlern streitig machen sollte. Ich machte mich also fertig, dem Pater Provinzial zu gehorsamen. Dieser ermahnte mich in einer privat Unterredung, die ich mit ihm hatte, auf das angelegentlichste, daß ich mir den Ruhm meines Ordens und meinen eigenen bestmöglichst zu Herzen nehmen sollte, und gab mir zu verstehn, daß meine Mühe nicht unbelohnt bleiben würde. Er stellte mir ein Empfehlungsschreiben an den Pater Prior in Mexiko zu, ertheilte mir seinen Seegen, und mit diesem und einem Indianer, welcher mich an Ort und Stelle führen sollte, machte ich mich auf den Weg. Mein Wegweiser hatte die Geschicklichkeit, die Orte, wo die wilden Neger wohnen, welche mit den Reisenden nicht gar zu brüderlich verfahren, zu umgehen: denn ausserdem hätten sich diese Herrn meiner Zehenden, und der goldnen Uhr des Bischofs ganz ohnfehlbar bemächtiget."

„Als ich nach Mexiko kam, machte ich dem Pater Prior meine Aufwartung, und übergab ihm den Brief des Provinzialen. Ehe er ihn eröfnete, küßte er ihn auf das ehrerbietigste. Er las ihn heimlich mit der größten Aufmerksamkeit durch, und ich merkte, daß er sich über den Inhalt wunderte. „Pater Cyrillo,“ sagte er, als er fertig war, „wenn auch dieser Brief nicht von dem ehrwürdigen Pater Provinzial wär, so enthält er doch soviel Lobsprüche von ihren Verdiensten, daß ich sie nothwendig für einen Menschen halten muß, welcher vom Himmel herabgeschickt ist, um die Ehre unsers Ordens zu erhalten. Wir haben alle mögliche Ursache uns über Ihre Ankunft recht sehr zu erfreuen; denn die Jesuiten haben uns den Rang abgelaufen, das können wir gar nicht leugnen. Ich denke aber, Sie werden uns ihn bald wieder abtreten müssen; wenn man diesem Briefe glauben darf, so werden Sie ihnen bald den Lorbeer vom Kopfe reissen.“

„Ich antwortete auf dieses Kompliment so bescheiden als ich nur konnte. Der Prior bewies mir so lebhafte Ungeduld mich predigen zu hören, daß ich mich sogleich in Bereitschaft setzte, sie zu befriedigen. Acht

Tage nach meiner Ankunft bestieg ich die Kanzel, und meine erste Predigt machte gewaltiges Lermen in der Stadt. Ich gefiel tagtäglich mehr, und so wie Sie mich hier sehn, bin ich allen meinen Neidern zum Trotz der Modeprediger geworden."

Neuntes Kapitel.

Eine Schilderung des Pater Athanasius des Priors zu Mexiko. Don Cherubin macht ihm seine Aufwartung; wird sehr artig von ihm empfangen. Was weiter bey diesem Besuch vorfällt.

Als der Pater Cyrillo mit seiner Reisebeschreibung fertig war, so bezeigte ich ihm meine Freude, ihn so geehrt und geschätzt wieder gefunden zu haben. Ich wünschte ihm Glück über den glücklichen Fortgang seiner Predigten, ohne ihm zu sagen, was ich davon dachte, oder eigentlicher, ich sagte ihm, was ich nicht davon dachte. Ich lobte ihn, und nannte ihn sogar einen zweyten Cicero.

„Mein Herr Baccalaureus! wird hier vielleicht mancher Leser ausrufen, „man muß niemanden über-

triebene Schmeicheleyen vorsagen, und besonders nicht seinen Freunden." Ich gebe es zu, aber man muß auch nicht zur Unzeit aufrichtig seyn, und es ist besser die Lobeserhebungen, die unserm Freunde beygelegt werden, gut zu heissen, als es ihm gerade zu ins Gesicht zu sagen, daß er sie nicht verdient; überdem war der Vater Cyrillo schon so sehr von sich eingenommen, daß es eben so unnützlich als unbescheiden würde gewesen seyn, wenn ich ihm die Wahrheit hätte sagen wollen.

Als ich mit meinen Komplimenten fertig war, so fragte ich ihm, wie er mit dem Betragen seines Priors zufrieden wäre. „Weis er auch das Glück Sie zu besitzen, zu schätzen?" sagte ich. „Wie geht er mit Ihnen um?" „Auf die beste Art von der Welt!" antwortete er. „Ich habe alle Ursachen vollkommen mit ihm zufrieden zu seyn. Er beehrt mich mit seinem Vertrauen, er fragt mich bey allem um Rath, und hört meine Gründe mit einer Gefälligkeit an, welche mir vollkommen beweist, wie sehr er mein Freund ist. Noch mehr, er hat nicht ein einzigesmal Gesellschaft, und genießt keine Art des Vergnügens ohne mich. Wenn er in seiner Wohnung jemanden bewirthet, so läßt er mich zu Tische bitten, und ich muß alsdenn die Fremden unterhalten, und ohne Eitelkeit gesagt, die Herren scheinen allemal mit meiner

Unterhaltung zufrieden. Besucht er Nonnen, so bin ich dabey: mit einem Wort, ich habe an allen seinen Vergnügungen meinen Antheil." „Wie ich sehe," erwiederte ich, „so ist wohl dieser Pater Athanasius gar ein Virtuoso?" „Das ist er," antwortete Karambola. „Um Ihnen einen Begrif davon zu machen, so will ich Ihnen fürs erste sagen, daß er erst zweyundvierzig Jahr alt ist. Was seine Person anbetrift, so ist er einer von den grossen Mönchen, welche man nicht über die Straße kann gehen sehn, ohne ihr gutes Ansehen zu bewundern. Die Damen von Mexiko sind ausserordentlich vergnügt, wenn er zu ihnen kommt. Ueberdem, daß er sehr viel unterhaltenden Witz hat, so kann man sagen, daß er ein Mönch ist, welcher sehr gut singt und die Musik aus dem Grunde versteht: Auch muß ich noch seine Talente in der Poesie mit in Anschlag bringen. Doch meine Schilderung ist noch sehr unvollkommen, und ich sehe schon, ich werde Ihnen müßen den Mann selbst kennen lernen." „Da werden Sie mich sehr verbinden," antwortete ich. „Ein solcher Mönch ist schon eine Bekanntschaft, welche mir der Mühe werth zu seyn scheint." „Nun so kommen Sie," „sagte Karambola, ich will Ihnen dieses Vergnügen sogleich verschaffen." Zu gleicher Zeit nahm er mich bey der Hand, und führte mich in das Zimmer des Pater Athanasius. „Nun will ich ein-

mal sehen," sagte ich bey mir selbst, „ob der Prior der Jakobiten zu Mexiko eben so gut meublirt ist, als der Guardian der Franziskaner zu Xalapa. Ich glaube, ich darf nicht daran zweifeln, denn der heilige Dominikus ist ja viel reicher als der heilige Franziskus."

Der Pater Athanasius hatte eine Wohnung von acht oder neun Zimmern hinter einander, welche alle prächtig meublirt und mit Gemälden reichlich ausgeziert waren. Die schönsten Federarbeiten von Mechoakan glänzten dort in allen Winkeln. Die Tische waren mit seidenen Teppichen behangen, und die Trinktische waren mit Vasen vom schönsten chinesischen und japanischen Porcelan besetzt: kurz meine Augen wurden von den vielen schönen Sachen, die ich da sah, ganz geblendet, denn alle diese Dinge hätten wohl dem Pallaste eines Kardinals Ehre gemacht. Der Prior vertrieb sich eben die Zeit mit der Laute, und sang darzu. „Mein ehrwürdiger Vater!" sagte mein Begleiter, „Ihro Ehrwürden werden gütigst erlauben, daß ich Ihnen einen meiner besten Freunde vorstelle: Es ist Don Cherubin de la Ronda der verdienstvolle Hofmeister des jungen Grafen von Gelves, des Sohnes unsers Viceкönigs." Der Pater Athanasius erwies mir alle mögliche Höflichkeit, vermuthlich um

meines Freundes Karambola willen. Er bewirthete mich sogar mit einigen Erfrischungen, und redete die ganze Zeit über von nichts als von Musik, und Konzerts.

Dieser Mönch ließ mir sehr deutlich merken, wo ihm der Schuh drückte. Ich gab allem was er sagte Beyfall, und faßte ihn bey seiner schwachen Seite. „Mein ehrwürdiger Vater!" sagte ich zu ihm, „mein Freund Karambola hat mir Ihre schöne Stimme auf so eine Art vorgerühmt, welche mich ausserordentlich begierig gemacht hat, Sie selbst singen zu hören: denn ich muß Ihnen gestehn, daß ich den Pater Cyrillo beynahe im Verdachte habe, daß er seine Beschreibung ein wenig übertrieben hat." „Sie sollen gleich selbst davon urtheilen," antwortete der Prior sehr bescheiden. „Sie sind mit Recht ein wenig mißtrauisch gegen den Pater Cyrillo, denn ausserdem daß er eine unbeschränkte Freundschaft gegen mich hat, ist die Musik auch nicht eben seine Hauptleidenschaft." Bey diesen Worten stand er auf, ergrif seine Laute, und fieng an ein Lied zu singen, wovon, wie er sagte, sowohl der Text, als die Musik von ihm selbst war. Es enthielt die zärtlichen Klagen eines Liebhabers, über die Grausamkeit seiner Geliebten: alles im schmachtendsten

rührendsten Tone von der Welt. Die leidenschaftliche Art, womit der Mönch dieses Lied sang, die übertriebenen Ausdrücke, welche es enthielt, wovon er jeden mit einem Seufzer begleitete, und die Augen verkehrte, wie ein Liebhaber, welcher dem Uebergewicht seiner Leidenschaften unterliegt. Die schmelzende Melodie, alles das machte mit seiner Kutte einen so komischen Kontrast, welcher nicht der Mühe werth war, daß man drüber lachte.

Als der Prior mit seinem Liede fertig war, sagte Karambola zu mir: „Nun lieber Don Cherubin, Sie sehn nun den unschuldigen Zeitvertreib Seiner Ehrwürden. Was sagen Sie zu seiner Stimme? Finden Sie sie nicht ausserordentlich geschmeidig und sanft, und wäre es nicht Sünde und Schande, wenn sie vernachläßiget würde?" Ich hütete mich wohl ihm zu antworten, daß die Stimme eines Mönchs eigentlich nur zum Lobe des Herrn sollte angewandt werden; denn die Herrn, welche predigen, haben es eben nicht gern, wenn man ihnen Predigten hält: im Gegentheil billigte ich also den Zeitvertreib des Vater Priors recht sehr, ich brachte ihn so gar dahin, daß er mir sein Lied wiederholte, indem ich ihn versicherte, daß ich von seiner Stimme, seinem Gedicht, und seiner

Musik bezaubert wäre. Indeß sagte ich dem Vater Cyrillo, als wir wieder allein waren, was ich eigentlich davon dachte. Er wollte den Prior vertheidigen, und um zugleich allen amerikanischen Mönchen in zwey Worten die Apologie zu halten, sagte er zu mir: „Wenn auch die Mönche hier zu Lande keine Gesichter haben, welchen man die Kasteyung ansieht, so darf Sie das nicht wundern: denn wenn sie auch nicht fromm aussehen, so sind sie darum nicht weniger tugendhaft."

Zehntes Kapitel.

Don Cherubin besucht die büssenden Brüder in der Solltude, und findet unter ihnen den Don Gabriel de Monchique, den Räuber seiner Frau Donna Paula. Diese zwey Kavaliers haben eine Unterredung mit einander. Was die Erzählung der Entführung der Gemalin des Don Cherubins auf sein Herz für einen Eindruck macht.

Man sagte mir einmal in einer Gesellschaft, wo man sich über die Schönheit der Gegenden um Mexiko herum unterhielt, daß der angenehmste Ort von allen die sogenannte Solitude oder das Desert wäre, und jedermann war darüber einig.

Ich war noch nicht da gewesen, ohnerachtet ich schon oft von den Schönheiten dieses Orts hatte re-

den hören, und ich entschloß mich daher sogleich den folgenden Tag mit Doston, welcher auch begierig war diesen Ort zu sehen, dahin zu reisen. Ich fand einen Ort, welcher wohl eine Beschreibung verdient. Es ist ein Berg rings herum mit Felsen umgeben. Auf diesem Berge haben die Karmeliter ein Kloster erbauen lassen, wo sie sich hin begeben, und ihr Leben in der angenehmsten Einsamkeit zubringen.

Unten rings um den Berg herum sind eine Menge Kapellen, wovon jede ihren Garten hat, welche mit den schönsten Blumen und seltensten Früchten angefüllt sind. An vielen Orten des Felsens entspringen Quellen, welche nebst dem Schatten der Palmbäume diesen Ort zum angenehmsten Aufenthalte der Welt machen. Die Kapellen sind inwendig mit Freskogemälden geziert, welche alle die Martern, die die Martyrer erduldet haben, vorstellen, und als ob der Anblick dieser Gemälde und alle die Marter-instrumente noch nicht genug wären, um das bußfertige und strenge Leben, das man dort führt, anzuzeigen, findet man noch überdem in jeder Kapelle einen Einsiedler, welcher sich mit Ruthen von Draht das Fell zerpeitscht, und dieses lockt eine Menge Mexikaner herbey, denn solche grasse Schauspiele machen dieser Nation eben so viel Vergnügen als den Engländern.

Man hält diese Einsiedler für Heilige. Ich betrachtete sie mit Erstaunen. Da ich bemerkte, daß ihnen einige von den Zuschauern Geld gaben, um sich dadurch einen Antheil an ihrer Buße und Gebeten zu erkaufen, so wollte ich es nachthun. Ich nahm also eine Pistole in die Hand, und näherte mich einer Kapelle, um sie dem Einsiedler, welcher sich ganz jämmerlich da drinnen herumpeitschte, zu geben: aber urtheilen sie von meinem Erstaunen, als ich in diesem Einsiedler, so entstellt er auch war, den Don Gabriel de Monchique, den Entführer meiner Frau erkannte. Ich traute meinen Augen nicht sogleich. „Sieh einmal diesen Einsiedler an!" sagte ich zu Doston, „erkennst du nicht in ihm die Züge des treulosen Don Gabriels." Doston betrachtete ihn eine Zeitlang aufmerksam. „Sie haben Recht!" sagte er, „er ist es selbst." Ob er gleich über und über mit Blut bedeckt ist, so ist doch nichts gewisser."

Indem ich den Unglücklichen so eine Weile aufmerksam betrachtete, so erkannte er mich auch. Sogleich warf er die Geissel, womit er sich auf eine ganz barbarische Art hieb, auf die Erde hin, und kam mit entblößter Brust auf mich zugelaufen. „Don Cherubin!" rufte er mir zu, „durchbohren Sie mich, und rächen Sie den Schimpf, den ich Ihnen angethan habe. Statt vor Ihrer Rache zu fliehen, bitte ich Sie

vielmehr fußfällig darum. Indem Sie meine Brust durchbohren, befreyen sie mich von den Gewissens-Bissen, welche unaufhörlich in meinem Busen wüthen, und mich seit zwey Jahren wie Furien verfolgen." „Und was hast du mit meiner Gemalin angefangen?" schrie ich hastig, „was ist aus ihr geworden? Rede Verräther! unterrichte mich von ihrem Schicksale!" „Donna Paula lebt nicht mehr," antwortete er. „Der Tod entriß mir sie schon einen Monat nach der Entführung; ich genoß kaum die Früchte meiner Schandthat, so bestrafte mich der Himmel auch schon dafür. Wenn Sie mehr wissen wollen, so kommen Sie nur zu mir herein in die Kapelle. Ich will Sie von allem unterrichten, was Sie zu erfahren wünschen. Ich bin dem Andenken der Donna Paula dieses Bekenntniß, welches zugleich ihre Unschuld beweißt, schuldig." Bey diesen Worten führte er Doston und mich in einen Winkel der Kapelle, und fieng seine Erzählung an wie folgt.

„Hören Sie mich an Don Cherubin, ich will Ihnen die Entführungsgeschichte Ihrer Gemalin aufrichtig erzählen. So bald ich den Vorsatz gefaßt hatte, ihr zu gefallen zu suchen, so brachte ich die alte Antonia auf meine Seite, welche mir aber für meine vielen Geschenke, die ich ihr machte, sehr wenig Hoffnung gab, denn sie versicherte mich unaufhörlich, daß

sie ihren Gemal viel zu sehr liebte, um eine Untreue an ihm zu begehen. Statt meine thörigte Liebe aufzugeben, wie ich billig hätte thun sollen, überließ ich mich ihr nur um desto stärker, und bediente mich eines Filtrums, das mir ein alter Apotheker in Alkaraz gab, und welches wie er mir sagte, aus dem Staube eines gewissen amerikanischen Vogels bestände. Ich hatte seit jeher dergleichen Geheimnisse für Chimären gehalten, und versprach mir also auch von diesem keinen großen Erfolg. Nichts desto weniger hatte es ihr die alte Antonia kaum in einer Tasse Chokolate beygebracht, so that es schon seine Wirkung."

„So bald ich das bemerkte, machte ich meine Anstalten zu meinem Anschlag, und entfernte mich in einer sehr finstern Nacht mit der Donna Paula und der alten Antonia von Alkaraz, ohne daß es jemand gewahr ward. Wir kamen noch vor Tage in das Dorf Villaverde. Wir hielten uns einige Zeit in dem Schlosse eines Edelmanns, mit dem ich Bekanntschaft hatte, auf. Dieser Mann war ein Verwandter des Don Ambrosius de Lorka, und folglich ein erklärter Feind von Don Manuel und Ihnen. Er machte sich also ein Vergnügen daraus, uns einen Zufluchtsort bey sich zu geben, und eine That zu begünstigen, welche euch beyde so sehr entehrte. Wir hielten uns beynahe vierzehn Tage in diesem Schlupfwinkel auf, ohne eur

Nachforschungen zu fürchten: denn es kannte uns niemand als der Herr des Hauses, und überdem waren auch alle seine Bedienten lauter sichere und verschwiegene Leute. Wir machten uns einmal des Nachts wieder auf den Weg, erreichten die Küste von Karthagena, wo uns eine Barke erwartete, welche uns nach Paika brachte, und dort begaben wir uns auf ein Schif, welches ich nach Genua, meinem Vaterlande, wo ich meinen Raub hinbringen wollte, hatte ausrüsten lassen. Aber der Himmel, welcher meiner Schandthaten endlich müde war, verstattete mir dieses nicht. Donna Paula wurde krank, und starb unterwegs, ob wir gleich alles mögliche anwandten, um sie zu retten.

„Dieser traurige Vorfall machte, daß ich in mich ging. Ich sah itzt die ganze Größe meines Verbrechens ein, machte mir unendliche Vorwürfe darüber, und entschloß mich, es durch die allergrausamste Pönitenz, wo möglich, abzubüßen. Ich kam in diesem Vorsatze in Genua an, verkaufte alle meine Güter, gab einen Theil von dem Gelde das ich daraus löste, der alten Antonia, um sich damit in ein Kloster der büßenden Jungfrauen einzukaufen, wo sie den Rest ihrer Lebenszeit hindurch das Verbrechen, dessen sie sich schuldig gemacht hatte, beweinen sollte. Ich bezahlte meine Bedienten, und verabschiedete sie, vertheilte den Ueber-

rest meines Vermögens unter die Armen, und gieng unter einem Einsiedler Kleide von Genua weg, mit dem Vorsatze, mich an dem ersten besten Orte in einem Walde, den ich zu einer Einsiedeley schicklich finden würde, nieder zu lassen: Und ich fand bald einen solchen Ort."

„Nun Don Cherubin, habe ich Ihnen alles von meiner Geschichte erzählt, was Ihnen angeht: ersparen Sie mir also das Uebrige; denn die Art, wie ich von Italien nach Mexiko gekommen bin, ist etwas das sie nicht interessiren kann, und ich glaube, ich habe Ihnen genug gesagt, um ihre Rache zu reitzen. Wohlan denn" fuhr er fort, indem er mir nochmals seine Brust darbot, „durchstoßen Sie das Herz eines Elenden, welcher in Ihren Augen ein Ungeheuer seyn muß." „Nein," antwortete ich, „so sehr du mich auch beleidiget hast, so kann ich mich doch nicht entschliessen, mich durch einen Meuchelmord zu rächen. Ich will dir Zeit lassen, durch eine lange und strenge Pönitenz deine Verbrechen abzubüssen, und den Himmel wieder mit dir auszusöhnen."

Nachdem ich diese Worte ausgesprochen hatte, verließ ich die Kapelle, und kehrte nach Mexiko zurück, indem ich über diese Begebenheit verschiedene Betrachtungen anstellte. Es schmerzte mich zwar nicht wenig, wenn ich mir die Donna Paula als ein armes ver-

führtes Schlachtopfer teuflischer Künste dachte; aber zugleich fühlte ich eine heimliche Freude in mir erwachen, wenn ich überlegte, daß mich ihr Tod in den Stand setzte mir auf den Besitz der Donna Bianka Hofnung zu machen. Doston fand in dem, was wir alleweile erfahren hatten, lauter Stoff zur Freude, und war sehr lustig. So bald er sah, daß mir das Schicksal der Donna Paula Thränen auspreßte, fieng er gleich an von Salcedo's Tochter mit mir zu sprechen, und brachte es endlich so weit, daß die Freude über den Schmerz die Oberhand behielt.

Elftes Kapitel.

Don Cherubin hält sich unterwegs in einem Dorfe auf. Geschichte eines Pfarrers und einer Pilgerin. Wer diese Pilgerin ist. Bewunderungswürdige Wirkung der Aehnlichkeit, und ausserordentliche Grosmuth eines Pfarrers.

Ich hielt mich unterwegs in einem Dorfe oder vielmehr in einem Flecken auf, um meine Pferde ausruhen zu lassen, und wunderte mich nicht wenig, als ich eine große Menge Volks an der Thüre des Pfarrhauses versammlet sah. Ich schickte den Doston herüber, damit er sich nach der Ursache dieses Auflaufs erkundigen sollte. Er lief hin. „Ach gnädger Herr!" schrie er, indem er einen Augenblick darauf wieder zurück kam, „das ist eine närrische Geschichte, die sich hier ereignet. Der Pfarrer dieses Ortes hat alleweile seine Frau in einer Pilgerin erkannt, und die Leute die sie hier sehen, warten, bis sie wieder heraus kömmt, um sie zu betrachten." Mein Bedienter fuhr hierauf fort, aus vollem Halse zu lachen, und bat mich da zu bleiben, um den Ausgang dieser Geschichte abzuwarten. Ich legte ihm Stillschweigen auf, weil ich nicht wollte, daß er mitten in einem Dorfe, wo man mich erkennen konnte, dumme Streiche machte. Jetzt fieng ich an, die Lage des Pfarrers mit der meinigen zusammen zu halten. „Wie verschieden ist dieses Mannes Schicksal von dem meinigen," sagte

ich bey mir selbst; ich habe für immer meine Gemalin verlohren, ohne die geringste Hofnung zu haben, sie jemals wieder zu sehn: und dieser Pfarrer findet die seinige wieder in einem Augenblicke, wo er sich das gerade am wenigsten vermuthen ist. Begierig diese Geschichte genauer zu hören, drängte ich mich durch die Menge durch, und verlangte mit dem Pfarrer zu sprechen. Man machte anfänglich einige Schwierigkeiten mich hinein zu lassen, aber der Aufzug den ich machte, half mir endlich hinein. Ich fand in einem Saale die sämmtlichen Angesehenen des Fleckens, um einen alten ehrwürdigen Pfarrer herum versammlet, welchem sie durchaus einstreiten wollten, die Pilgerin wäre nicht seine Frau, daß sie ihn gar nicht kennte, und in seinem Leben gar nicht gesehn hätte. Ich trat auf den Pfarrer zu, welcher ganz trostlos darüber war, daß ihn die Pilgerin durchaus nicht kennen wollte. Er stand auf, so bald er mich ansichtig wurde, und bat mich ihn anzuhören, weil er vermuthlich in meiner Gesichtsbildung etwas Einladendes finden mochte. Ich versprach es ihm, und sprach ihm einigen Trost ein. Die Thränen liefen ihm strohmweis aus den Augen. „Ach mein Herr, ich bin ein unglücklicher Mann!" sagte er, „vor ungefehr funfzehn Jahren, machte ich mit dieser Frau, die Sie

hier mitten unter meinen Freunden sehen, und welche mich jetzt nicht kennen will, eine Reise zur See. Wir musten einen gräßlichen Sturm ausstehen, unser Schiff scheiterte, und vermuthlich würde ich der Wuth der Wellen unterlegen haben, wenn mir nicht der Himmel ganz sonderbar beygestanden hätte. Die Wellen hatten mich schon eine geraume Zeitlang, bald an die Wolken hinauf, bald in die Fluthen des Meeres hinabgeschleudert, als ich eine leere Barke gewahr ward, welche so wie ich ein Spiel der Wellen war. Ich stieg hinein, und ob es gleich finster war, ertappte ich doch zwey Ruder, deren ich mich sogleich bemächtigte, und ich hatte ohngefär, ohne zu wissen wohin, zwey oder drey Stunden lang gerudert, als das Meer stille und meine Barke durch etwas angehalten wurde. Ich erwartete den Tag mit Begierde, und wie groß war meine Verwunderung und Freude, als ich beym Anbruch der Morgenröthe sah, daß ich mich mitten in einem Haasen, der voller Schiffe lag, befand. Einige Matrosen, die mich von weiten sahen, kamen mir zu Hülfe. Sie wunderten sich nicht wenig, daß ich dem schrecklichen Sturm entgangen war, und gaben mir andere Kleider. Ich erkundigte mich bey verschiedenen Reisenden, ob sie nicht Nachrichten von meinem Schiffe hätten, aber ich blieb lange in Ungewißheit.

Ich war fest entschlossen, von nun an immer auf festem Lande zu reisen: denn ob ich gleich noch so ziemlich mit einem blauen Auge davon gekommen war, so war ich doch ausserordentlich wasserscheu geworden. Inzwischen war meine Begierde von meiner Frau und zwey Kindern, welche ich ausserordentlich liebte, etwas zu erfahren, doch zu groß. Ich verkaufte ein paar Ringe, welche ich an den Fingern davon gebracht hatte, schifte mich noch einmal ein, und reiste von Häfen zu Häfen. Da ich auf keine Weise etwas von meiner Frau erfahren konnte, so faßte ich den Entschluß mich Gott zu widmen: und so bin ich hier Pfarrer worden. Diesen Morgen gab ich dieser Pilgerin das Almosen, und glaubte an ihr die Züge meiner Frau zu entdecken. Die Verwunderung über diesen Zufall preßte mir einen Schrey aus, welcher alle meine Leute herbey lockte. Auch die Pilgerin war darüber erschrocken, und da sie nicht wußte, was mir auf einmal zuſties, so trat sie mit herein mir Hülfe zu leisten. So bald ich wieder zu mir selbst kam, hieß ich meine Leute alle hinaus gehen, sah sie noch einmal recht aufmerksam an, und fragte sie, ob sie nicht die Tochter des Don Partolo de Mentoza wäre. Sie bejahete das, und fragte mich zugleich, woher ich sie kennte. Ich umarmte sie, und sagte ihr, daß ich ihr unglücklicher Mann Don Renxas sey, welcher der

Wuth der Wellen durch Gottes Gnade entgangen wäre. Nun urtheilen sie aber einmal von meiner Verwunderung als sie sich aus meinen Armen losriß und mir sagte, ich müste nicht gescheut seyn, und sie wäre in ihrem Leben nicht verheurathet gewesen. Bey diesen Worten wollte sie hinaus gehen, aber ich ließ sie aufhalten, und ihr wiederholtes Geschrey hat das Volk für meine Thüre gelockt. Bin ich nun nicht recht unglücklich, daß mich gerade die Person nicht erkennen will, von welcher ich doch am liebsten erkannt seyn möchte? Sprechen Sie nun das Urtheil meine Herrn."

Ich würde immer begieriger den Ausgang dieser Geschichte zu wissen. Ich sagte dem Pfarrer, daß es der Klugheit gemäs sey, die Geschichte nicht auskommen zu lassen, und daß er sich bey so bewandten Sachen mäßigen müste. Ich bat ihn, er möchte mir erlauben, mit der Pilgerin im Geheim zu sprechen, weil ich vielleicht entdecken könnte, wer sie wäre. Er wollte das, und man ließ sie alleine mit mir. Ich näherte mich der Frau, und wie groß war meine Verwunderung, als ich Nisa, meine erste Liebschaft in ihr erkannte. Sie war nicht weniger bestürzt, als sie mich zu Gesichte bekam, und fragte mich, wie ich hieher käme. Ich sagte ihr, daß mich ihr eigner Vorfall zu diesem Pfarrer herein gelockt

hätte, und ermahnte sie mir die Wahrheit zu sagen. Sie antwortete mir sogleich, daß sie zwar die Tochter des Partolo de Mentoza sey, daß sie aber nie wäre verheurathet gewesen. Sie hätte aus einer ihrer Galanterien eine Unpäßlichkeit davon getragen, welche sie zum Dienen unfähig gemacht hätte, und daher wäre sie auf den Einfall gekommen, in der Pilgerkleidung das Almosen zu betteln. „Hattest du nicht eine Schwester?" fragte ich. „O ja!" antwortete sie, „sie hieß Franzisca. Sie wurde aber verheurathet als ich noch sehr klein war, und ich habe sie seitdem gar nicht wieder gesehn." So gleich gieng ich wieder zum Pfarrer, und sagte ihm: daß ihm wahrscheinlicher Weise die Aehnlichkeit hier einen Streich gespielt haben müsse, denn ich glaubte nicht, daß die Pilgerin seine Frau wäre. „Hies Ihre Frau nicht Franzicka?" fragte ich ihn. Er bejahete es. „Nun wohl!" fuhr ich fort, indem ich ihn bey der Hand nahm, „so kommen Sie, und umarmen Sie in dieser Pilgerin Ihre Schwägerin." „Meine Schwägerin," rufte er aus, indem er auf sie zugieng, „ist es möglich, daß Sie eben die Nisa sind, von welcher meine Frau so oft mit mir gesprochen hat?" Nisa versicherte ihm das,

und ich bekräftigte es, indem ich ihm erzählte, daß ich dieses Mädchen schon sonst gekannt hätte.

Man kann sich aber leicht vorstellen, daß ich ihm die eigentliche Beschaffenheit unserer Bekanntschaft verschwieg. Was ihn aber noch mehr überzeugte, war das Taufzeugniß, welches die Pilgerin bey sich hatte, und ihm wies. Der Pfarrer umarmte seine Schwägerin von neuen, und da er ihre mißlichen Umstände erfuhr, so both er ihr sogleich auf die übrige Zeit ihres Lebens den Aufenthalt bey sich im Hause an, welchen sie auch annahm.

Diese Begebenheit schien mir zu sonderbar, um ihr nicht einen Platz in meiner Lebensgeschichte zu gönnen, und ich glaube, daß mirs meine Leser nicht übel Dank wissen werden. Ich speiste mit dem Pfarrer, er hatte beständig die Thränen im Auge, weil ihm die ausserordentliche Aehnlichkeit zwischen Nisa und seiner Frau, die letztere immer wieder in die Gedanken brachte. Was mich eben so sehr für den Pfarrer einnahm, war die Großmuth, womit er die arme Nisa bey sich aufnahm, zumal da die Einkünfte seiner Pfarre sehr schmal waren. Solche Züge sind unter den Pfarren wirklich selten: denn wie viele giebt es nicht, die im

Ueberflusse leben, und ihre armen Anverwandten im Hunger und Elende schmachten lassen. Ich war auch deswegen so sehr für ihn eingenommen, daß ich, so bald ich nach Mexiko kam, allen meinen und Salzedo's Kredit anwandte, um ihm einige Meilen von Mexiko eine Pfarre mit zweytausend Thaler Einkünften zu verschaffen. So wie es im Dorfe bekannt wurde, daß die Pilgerin nicht des Pfarren Frau, sondern seine Schwägerin wäre, so legte sich das Lärmen das ihrentwegen war gemacht worden, und jedermann lobte des Pfarrers edles Betragen gegen die arme Verlassene; kurz es war im ganzen Flecken kein Mensch, der nicht damit wäre zufrieden gewesen, ausgenommen die Haushälterin des Pfarrers, diese hörte nicht auf, der armen Nisa schiefe Mäuler zu ziehen.

Zweyter Theil.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Don Cherubin leget dem Don Salzedo Rechenschaft von seiner Reise ab. Dieser bezeiget seine Freude darüber, daß er noch im Stande ist, seine Tochter zu heurathen. Verschaft ihm ein neues Amt, und giebt ihm einen guten Rath.

Ich eilte sogleich zu Salzedo, und erzählte ihm die unvermuthete Geschichte die ich erfahren hatte. Ich kam mit vieler Hastigkeit auf ihn zugelaufen, daß er schon daraus schloß, daß ich ihm was interessantes müßte zu hinterbringen haben. „Was giebts denn?" rief er aus. „Was ist Ihnen denn ausserordentliches begegnet?" „Ich wette drauf, gnädiger Herr," sagte ich, „Sie vermuthen sich das nicht, was ich Ihnen zu sagen habe" Und nun erzählte ich ihm, was zwischen Monchique und mir vorgefallen war.

Don Juan hörte mich an ohne mich zu unterbrechen. „Wie angenehm ist mir Ihre Nachricht," rief er aus, indem er mich umarmte. „Also ist das Hinderniß, das der Ruhe meines Lebens noch im Wege lag, gehoben? Nichts kann uns nunmehr verhindern, die Bande der Freundschaft durch die Bande des Bluts fester zu knüpfen. Ich bin auf dem Gipfel meiner Wünsche. Indem ich dieses sage, versteht sich von selbst, daß für meine Tochter, Tuum sauciat semper pectus amor: denn wenn sich etwan Ihr Herz, seitdem Sie sie nicht gesehn haben, für eine andere erklärt haben, so würde meine Tochter sehr unglücklich seyn."

Ich betheuerte ihm, daß ich meine Denkungsart nicht geändert hätte, er sagte mir die Hand seiner Tochter noch einmal zu, und ich bezeigte ihm meine Erkenntlichkeit dafür in Ausdrücken, welche ihm vollkommen zu erkennen gaben, daß mir an der Ehre sein Schwiegersohn zu seyn, wenigstens eben so viel lag, als an der Mitgift seiner Tochter, so beträchtlich diese auch war. „Ich zweifle nicht im geringsten an Ihrer Aufrichtigkeit," sagte er, „und wenn es bloß auf mich ankäm, so würden Sie noch vor Verlauf von acht Tagen mein Schwiegersohn werden; aber es ist

noch ein Umstand, welcher mich daran verhindert. Don Alexis wird bald dahin kommen, daß er keinen Hofmeister mehr braucht. Ich erwarte bloß diesen Zeitpunkt um Ihnen einen einträglichen Posten zu verschaffen, und auch — erlauben sie mir, daß ich das sage — einen Posten, welcher eines Kavaliers, den ich zu meinem Schwiegersohn machen will, würdiger ist."

„Indessen," fuhr er fort, „erlaube ich Ihnen, meine Tochter zu besuchen, wenn Sie wollen, und überhaupt auf einen Fuß mit ihr umzugehen, welcher sich für zwey Personen schickt, die im Begrif sind, sich mit einander zu verheurathen." Ich machte mir diese Erlaubniß zu Nutze, ich besuchte Bianka, welche mich als einen Liebhaber aufnahm, welchem ihr Vater sein Wort gegeben hatte, und sich nach und nach in mich verliebte, und mich zum Sterben in sie verliebt machte.

„Ich war nicht wenig neugierig zu wissen, was für eine neue Stelle mein künftiger Schwiegervater mir verschaffen würde, um mich der Ehre, die er mir anthun wollte, würdiger zu machen. Eines Morgens trat er mit einem freudigen Gesicht in mein Zimmer. „Mein Sohn!" rief er, denn er nennte mich gar nicht

mehr anders, „alba dies notanda lapillo. Sie sind nicht mehr Hofmeister des Don Alexis. Dieser junge Herr ist jtzt sein eigner Herr, und Sie mein Kollege. Der Vicekönig will, daß Sie an meinen Arbeiten Antheil nehmen sollen, und daß Sie mit mir zugleich den Titel des ersten Sekretairs des Königreichs führen sollen, um Sie für die Sorgfalt, die Sie auf die Erziehung seines Sohnes gewandt haben, zu belohnen. Das ist eine Gnade, die er so eben meinem Bitten zugestanden hat. Machen Sie mir nicht etwan Ausflüchte! Sagen Sie mir nicht, daß Sie sich unfähig befinden, meine Stelle gut zu verwalten. Meine Arbeiten dürfen Sie nicht erschrecken, es ist keine Hexerey dabey. Ordnung und Menschenverstand ist alles, was darzu erfordert wird, und ich werde Sie sehr bald in den Geheimnissen der ersten Staatsgeschäfte einweihen."

Diese Versicherung machte, daß ich auf einmal die Abneigung, die ich zeither auf die Expedition der Minister geworfen hatte, verlohr. Ich sagte ihm, daß ich mich in der That über die Art, wie ich mich bey meiner neuen Stelle nehmen würde, ein wenig verlegen befánd, daß ich es aber auf sein Wort wagen wollte, und mich in allem auf seine Anweisung und

Rathschläge verließ. Er führte mich nunmehro zum Vicekönig, und stellte mich ihm als seinen Kollegen und Schwiegersohn vor. Seine Excellenz hatte die Gnade zu antworten: daß er über diese Wahl sehr zufrieden wär, weil er, wie er sehr höflich hinzusetzte, nicht glaubte, daß Salzedo ein würdigeres Subjekt zu seinem Kollegen und Schwiegersohn finden könne, und er beschloß diese schmeichelhafte Rede mit der Vermahnung an mich, daß ich mir ja in meinem neuen Amte meinen Schwiegervater zum Muster möchte dienen lassen. Dieses hätte er sich erspahren können, denn Salzedo's Kenntnisse und Verdienste waren mir nur gar zu gut bekannt.

„Wahrhaftig!" sagte ich im Herausgehen zum Sekretair, „Seine Exzellenz hatte nicht nöthig mir zu rathen, daß ich in Ihre Fußstapfen treten sollte. Was für ein anderes Muster könnte ich mir wohl wählen, als Sie? Welcher Wegweiser kann mich wohl in der neuen Laufbahn, die Sie mir eröffnen, und die ich nur mit Zittern betrete, besser leiten? Wahrhaftig, ich glaube, daß meine Kenntnisse zu eingeschränkt sind, um ihre Erwartung zu befriedigen." „Ich wiederhole es Ihnen noch einmal," erwiederte Don Juan, „die Geschäfte sind leichter, als Sie sich wohl vorstellen.

Ich muß Ihnen aber vorher einen sehr wichtigen Rath geben. Seyn Sie gefällig, höflich, und empfangen Sie jedermann der zu Ihnen kommt, liebreich. Eine gravitätische Miene, es ist wahr, steht einem Staatssekretair nicht übel, aber er darf nichts Stolzes an sich haben. „Die Gravität, und der närrische Stolz," sagt ein Kastilianischer Schriftsteller, „sind zwey Schwestern, welche sich einander ausserordentlich ähnlen, die man aber dem ohnerachtet sehr wohl von einander unterscheiden kann: die Eine erwidert die höflichen Dinge die man ihr sagt, die andere wird dadurch noch insolenter."

Zweytes Kapitel.

Don Cherubin tritt seine neue Stelle an, und schickt sich gar nicht übel darzu. Er heyrathet Donna Bianka. Traurige Geschichte dreyer indianischer Brüder.

So bald man mich für den Kollegen des Don Juan de Salzedo erklärt hatte, so kamen alle Kanzeleybediente und machten mir als ihrem Oberhaupte die Aufwartung, und ich bekam eine Menge Besuche vom Adel, und den vornehmsten der Bürgerschaft zu Mexiko: denn jedermann war begierig, sich die Gunst

eines Menschen zu erwerben, der Salzedo's bester Freund und Schwiegersohn war.

Ich gieng anfänglich nur Schritt vor Schritt, und that nichts ohne mein Orakel vorher darum zu befragen und dieses brachte mir durch seinen gefälligen Unterricht tagtäglich mehreren Geschmack für die Geschäfte bey. Ich nahm mich ihrer mit so vielem Eifer an, daß ich im kurzen keinen Wegweiser mehr nöthig hatte. Nach einer dreymonatlichen Uebung hätte man sagen sollen, ich hätte mich mein ganzes Leben über mit nichts als Staatsgeschäften abgegeben. Es ist wahr, ich gab mir alle mögliche Mühe mein Model zu kopiren, und ich brachte es wirklich darin so weit, daß man mich in der Stadt vorzugsweise Salzedo's Affen nennte. Ich glaube so gar, daß ich in der Kunst die Leute zu empfangen, welche unsere Fürsprache nöthig hatten, mein Original noch übertraf. So viel ist wenigstens gewiß, daß Don Juan, was diesen Punkt betrift, nicht das geringste an mir auszusetzen fand. Im Gegentheil sagte er eines Tages zu mir, als er sah, daß ich einem blossen Bürger sehr höflich begegnete, „Recht so! mein Sohn! recht so. So muß man alle die Leute, die sich an uns wenden, empfangen, wir mögen ihnen nun ihre Gesuche bewilligen, oder abschla-

gen, so müssen wir sie doch allemal wenigstens mit unsern Betragen zufrieden von uns lassen."

„Ich hatte also den Fehler nicht, den sehr oft die ersten Sekretairs, und nicht selten sogar die untersten Schreiber an sich haben, ich spielte nicht den Minister im Kleinen; und was noch mehr ist, ich verband mit einem liebreichen gefälligen Wesen ein dienstfertiges Herz: ich leistete einem jeden die Dienste, die in meinen Kräften standen, und besonders konnten unglückliche Personen, welche sich in meinen Schutz begaben, allemal auf meinen Beystand rechnen. Dadurch erwarb ich mir den Ruf eines ehrlichen Mannes, und die Liebe und die Freundschaft der ganzen Stadt.

Mein Kollege erlebte also an seinem Werke alle Freude. Er war entzückt, daß der Erfolg seine Wahl so gut rechtfertigte, und da die Zeit, wo ich seine Tochter heurathen sollte, indessen herangerückt war, so gab man uns in der Kathedralkirche zu Mexiko im Beyseyn des Vicekönigs, seiner Gemalin und aller Kanzelleybeamten öffentlich zusammen. Unsere Vermählung wurde im Pallaste drey Tage hinter einander mit der größten Pracht gefeyert. Bälle, Konzerts und

Komö=

Komödien wechselten ab, um die Pracht derselben zu vermehren.

Als wir ausgeschwärmt hatten, so nahm ich mich der Staatsgeschäfte eben so emsig als zuvor, und vielleicht noch emsiger wieder an, und der Vicekönig wurde gar bald so zufrieden mit mir, daß er gar keinen Unterschied zwischen dem Schwiegervater und dem Schwiegersohne machte. Er zög uns über die wichtigsten Befehle, die er vom Hofe erhielt, alle beyde zu Rathe. Es traf sich darinne oft, daß er der Meinung des Salzedo die meinige vorzog, und dieser war denn allemal entzückt darüber, statt eifersüchtig zu seyn.

Der Vicekönig hielt sehr viel auf unsere Einschläge, aber er befolgte sie deswegen nicht immer, und wenn er sich denn einmal was in den Kopf gesetzt hatte, so war keiner von uns im Stande, es ihm auszureden. Ich muß einen eigensinnigen Zug hier von ihm erwähnen, woraus man urtheilen kann, was er für ein Herr war. Es waren in der Provinz Mechoakan drey Brüder, welche am Ufer eines Flusses wohnten, worinnen sie einige Oerter entdeckt hatten, in denen man Gold fand, wenigstens hatte man in Erfahrung gebracht, daß sie an einen Kaufmann

von Sebilla Goldsänd verkauft hatten. Der Graf von Gelves, welcher jede Gelegenheit seine Schätze zu vermehren, begierig ergrif, schickte sogleich spanische Soldaten dahin, mit dem Befehle, sich dieser drey Brüder zu bemächtigen, und sie nach Mexiko zu bringen, und dieser Befehl wurde so pünktlich als schnell befolgt. Man setzte diese Indianer in das Staatsgefängniß, der Vicekönig verhörte sie selbst, und sie behaupteten standhaft, daß sie nicht das geringste von den Oertern wüßten, wo man behauptete, daß sie Gold sollten gefunden haben. Um sie zu einem Bekenntnisse zu bringen, bediente man sich erst guter Worte und schöner Versprechungen. Man wandte hierauf Drohungen an, und als das nicht helfen wollte, ließ man sie sogar martern, aber alles war umsonst, man konnte ihnen ihr Geheimniß nicht entreissen.

Wenn der Vicekönig meinem Schwiegervater und mir hätte folgen wollen, so hätte er es müssen dabey bewenden lassen. Er hätte alsdenn die Unglücklichen in ihr Vaterland zurücke geschickt, und sich damit begnügen lassen, daß er sie unmenschlich behandelt hatte. Das war unser Rath, welcher aber nicht befolgt wurde, so vernünftig er auch war. Der Vicekönig

könnte ohnmöglich die Hofnung Gold von diesen Gefangenen zu ziehn, so leicht aufgeben. Er entschloß sich also, nach Hofe zu schreiben, um dem ersten Minister von dem Vorfalle Nachricht zu geben, und bey ihm anzufragen, was er mit den drey Brüdern anfangen sollte. Der Herzog von Olivares, welcher sich vermuthlich einbildete, zwanzig Fässer Goldsand schon in Händen zu haben, schrieb sogleich an den Grafen, und befahl ihm, den drey Brüdern ohne Umstände den Kopf vor die Füsse legen zu lassen, wenn sie sich ferner weigerten ihr Geheimniß zu entdecken.

Obgleich dieser Befehl den Vicekönig selbst unmenschlich vorkam, so machte er sich doch fertig, dieses Blutbad zu vollziehen, was auch mein Kollege und ich ihm sagen konnten, um ihn zu verhindern, sich nicht mit dem Blute dreyer Menschen zu beflecken, welche sich vielleicht bloß darum weigerten zu bekennen, weil sie wirklich nichts zu bekennen hatten. Er setzte unsern Reden zwey Bewegungsgründe entgegen, gegen welche wir nichts einwenden konnten. Der erste war der Charakter des Herzogs, welcher streng und unbiegsam war, und allemal den strengsten Gehorsam ohne die allergeringste Einwendung verlangte. Ueberdem mußte er ihm schonen, um seinen Po-

sten noch einige Jahre über die bestimmte Zeit, welche bereits bald verflossen waren, zu behalten, denn er war schon vier Jahre Vicekönig und eigentlich währte dieses Amt nur fünf Jahr. Diese Zeit wird aber sehr oft bis auf zehn Jahre verlängert, und das geschieht dann gemeiniglich durch Geschenke, die dem ersten Minister in Spanien und den Mitgliedern des indianischen Conseile gemacht werden.

Ich konnte die drey unglücklichen Schlachtopfer des Geitzes des Vicekönigs nicht ohne Mitleiden ansehn. „Gnädiger Herr!" sagte ich zu ihm, „ehe wir das Blut dieser unglücklichen vergiessen, wollen wir doch vorher versuchen, ob wir durch List und Klugheit etwas von ihnen herausbringen können. Ich kenne einen Dominikaner, welcher sehr viel Beredsamkeit besitzt, und die indianische Sprache vollkommen gut spricht. Ich glaube, wenn dieser zu den Gefangenen gieng, und einige Unterredungen mit ihnen hält, so könnte es ihm vielleicht gelingen, ihnen das abzulocken, was sie so starrsinnig verhelen." „Ich billige Ihre Meinung," antwortete der Graf, „und ich will Ihren Rath sogleich befolgen. Holen Sie mir diesen Mönch den Augenblick her: wenn er mit dieser Sache zu Stande kommt, so kann er sicher darauf rech-

nen, daß ich ihm ein Bisthum verschaffe." Ich stieg sogleich in die Kutsche, und fuhr nach dem Jacobiter-Kloster. „Wenn mein Freund Karambola noch Bischof würde," sagte ich unterwegs zu mir selbst, „das wär doch wahrhaftig lustig."

„Was wollen Sie denn hier," schrie Pater Cyrillo, als ich ankam. „Was steht zu Ihren Diensten?" Ihnen die Nachricht bringen, antwortete ich, „daß man Ihnen mit aller Gewalt einen Bischofshut aufsetzen will." „Ich hoffe, Sie werden so gütig seyn, sich deutlicher zu erklären," antwortete er mir, „denn von allen dem verstehe ich bis itzt noch kein Wort. Ich glaube nicht, daß ich von dem Holze bin, woraus man die Bischöfe macht, ob man gleich fast alle Tage Mönche aus unserm Orden zu dieser Würde erhebt." Ich sagte ihm jetzt die Absicht meines Besuchs, und die Bedingung, unter welcher man ihn zum geistlichen Fürsten machen wollte. „O wenn das ist," sagte er, „da ist das Bisthum noch lange nicht verdient. Was man da von mir verlangt, ist nichts leichtes." „Ach Sie scherzen mein Herr Carneades" antwortete ich lachend. „Sie, die Sie das Talent der Ueberredungskunst in so hohem Grade besitzen. Sie, der Sie die indianische Sprache so gut sprechen, Sie trauen sich

nicht einmal die drey Indianer zu den guten Absichten, die der Hof hat, Ihnen das Leben zu retten zu bereden?" „Ja!" erwiederte der Pater Cyrillo, „es ist wahr, ich getraue mir nicht mit diesem Geschäft zu Stande zu kommen. Sie kennen die Indianer noch nicht. Es giebt welche unter ihnen, welche bey ihren einmal gefaßten Entschlüssen so steif und fest beharren, daß die härtesten und grausamsten Martern sie nicht davon abbringen können. Wenn sich diese einmal vorgesetzt haben, lieber zu sterben, als eine gewisse Sache zu entdecken, so sind alle Zwangsmittel umsonst. Ich will es demohnerachtet dem Vicekönig zu gefallen thun, und eine Probe machen. Aber ich zweifle sehr, daß Seine Excellenz mit dem Erfolge recht zufrieden seyn wird."

Ich nahm den Jacobiten mit mir in den Pallast. „Pater!" sagte der Vicekönig zu ihm, „Sie wissen worauf es ankommt, und weil mir Don Cherubin Ihre Beredsamkeit sehr gerühmt hat, so schmeichle ich mir, daß Sie die drey Indianer dahin bringen werden, ein Stillschweigen zu brechen, welches traurige Folgen für sie haben könnte, wenn sie nicht nachgäben. Gehn Sie, und sehn Sie, ob Sie sie dahin bringen können, daß sie die Befehle des Königs erfül=

len und die Plätze im Flusse, worinnen sie das Gold gefunden haben, anzeigen. Stellen Sie ihnen vor, daß ihr Untergang ohne diese Anzeige gewiß sey, und daß ich, wenn Sie sie freywillig thun, es ihnen ganz gewiß vergelten würde: und was Sie anbetrift, Pater, so können Sie ganz gewiß versichert seyn, daß der Hof Ihre Dienste belohnen wird, wenn Sie mit diesem Geschäft zu Stande kommen. „Gnädger Herr!" antwortete Cyrillo," ich werde alles Mögliche thun, um Ihren rühmlichen Eifer für den Dienst des Königs zu unterstützen: aber ich habe es schon dem Don Cherubin gesagt, ich verspreche mir von dem Ausgange meines Geschäfts nicht viel."

Um dem Vicekönige zu beweisen, wie viel ihm am Dienst der Krone oder vielmehr an der Bischofsmütze lag, ließ sich der Pater Cyrillo sogleich in das Gefängniß der drey Indianer bringen, und blieb vier ganze Stunden bey ihnen. Der Vicekönig und ich zogen schon aus diesem langen Besuch eine sehr günstige Vorbedeutung, denn wir konnten uns nicht einbilden, daß die Indianer sinnlos genug seyn würden, dem Leben den Tod vorzuziehen. Wir betrogen uns aber dennoch. Der Akademicien von Petapa kam mit einem betrübten Gesicht wieder zu uns. „Diese Unglück-

lichen" sagte er, „sind in einem so verzweifelten Zustand, daß sie gar nicht fähig sind, vernünftige Vorstellungen anzuhören. Umsonst ermahnte ich sie das Verlangen des Hofes zu erfüllen. Je mehr ich ihnen sagte, je grösser ward ihre Wuth. Sie leugnen es hartnäckig, daß sich in dem Flusse Goldsand befände, und sie sagen, wenn sie auch darum wüßten, so würden sie es doch nicht gestehn, um den Hof und den Vicekönig für ihren Geitz zu bestrafen." „Nun wohl!" sagte der Vicekönig, über ihre Hartnäckigkeit aufgebracht, „so mögen sie sterben, weil sie sich Schätze zueignen wollen, welche dem Könige gehören."

Der Graf fertigte sogleich ein Todesurtheil über sie aus, und kein einziger von den Richtern und Känzeleyräthen setzte sich dagegen, ob diese Herren gleich ein Recht haben, sich den Ungerechtigkeiten der Vicekönige zu widersetzen: Vermuthlich thaten sie das aus Furcht den Vicekönig zu beleidigen, dessen Rachsucht sie kannten.

Der Tag des Blutgerichts erschien, und der Aelteste der drey Brüder betrat das Schaffot zuerst. Auf der rechten Seite gieng der Vater Cyrillo, welcher ihn unaufhörlich vermahnte, das verlangte Geständniß abzulegen: auf der andern gieng der Scharfrichter,

welcher ein langes Schwerdt in der Hand hielt, dessen breite Klinge den Unglücklichen unaufhörlich ins Gesicht blitzte. Aber dieser sah mit unerschrocknen Blicken die Zurüstung zu seinem Tode an, und streckte seinen Hals dem Henker so eilig entgegen, daß man hätte schwören sollen, er thät es aus Verdruß über das ewige Zureden des Pater Cyrillo, und so empfieng er den tödlichen Streich.

Jetzt trat der zweyte auf. Cyrillo versuchte seine Beredsamkeit noch einmal an ihm. „Das ist unnützes Geschwätz," sagte er, „mein Freund, fuhr er fort, indem er sich zum Scharfrichter wandte, „vollziehe geschwind den ungerechten und barbarischen Befehl deiner Obern." Mit diesen Worten legte er den Kopf auf den Block, und der Henker hieb zu.

Nun war der Jüngste noch übrig. Dieser erschien kaum auf dem Schaffot, so entstund unter den Zuschauern, deren Anzahl sehr groß war, ein allgemeines Gemurmel, vermuthlich eine Wirkung des Mitleidens, welches sein Anblick erregte, und wirklich konnte man ihn kaum ansehen, ohne sein Unglück zu beklagen. Es war ein junger Mensch aufs höchste zwanzig Jahr alt, und hatte den hübschesten Wuchs, und das artigste Gesicht von der Welt. Die Damen, welche von

Natur sehr mitleidig sind, schickten eine Menge Stoßgebete gen Himmel, beklagten seine Jugend, und jedermann wünschte, daß er dem Beyspiele seiner ältern Brüder nicht folgen möchte. Ich muß sagen, ich hoffte selbst, dieser junge Indianer würde erblassen, wenn er das Schwerd über seinem Kopfe drohen und die noch blutenden Körper seiner zwey Brüder auf dem Schaffotte ausgestreckt liegen sähe. Selbst der Pater Cyrillo schmeichelte sich diesen noch vielleicht dem Tode entreißen zu können, ohnerachtet er den Charakter der Indianer doch vollkommen kennen wollte. Er verdoppelte also seine Bemühungen, und erschöpfte alle mögliche blumigte Redensarten aus seiner akademischen Sammlung; aber er war dießmal eben nicht glücklicher als er zu Guatimala gewesen war, da er eine Nonne zur Superiorin schwatzen sollte. Denn so bald der junge Indianer die Köpfe seiner zwey Brüder erblickte, so hob er sie wüthend auf, und bedeckte sie mit einem Schwarm von Küssen. „Wartet meine Brüder!" schrie er, „wartet nur noch ein wenig, ich folge euch sogleich. Der Tod ist mir willkommen, weil er mich mit euch vereinigt." Dieser Ausruf stopfte sogleich dem Jacobiten das Maul, und der Henker vollzog das Todesurtheil. Der Marktplatz er-

könte sogleich vom Geschrey, welches das Entsetzen und Schrecken unter den Zuschauern hervorbrachte. Ein verwirrtes und tumultuarisches Gemurmel folgte darauf. Man bedauerte die Indianer, und beschuldigte die Richter der Ungerechtigkeit: So viel ist gewiß, daß diese Geschichte dem Grafen von Gelves und dem ersten Minister wenig Ehre machte. Indessen glaub ich immer, daß sich diese Herren nicht so wohl darüber kränkten, daß sie drey Menschen unschuldiger Weise umgebracht hatten, als vielmehr darüber, daß ihnen diese ungerechte Handlung weiter keinen Nutzen gebracht hatte. Salzedo'n und mir gieng dieser Vorfall im ganzen Ernste nahe, und der kleine Pater Cyrillo schlich in sein Kloster so betrübt zurück, wie ein Mann, welchem die Bischofsmütze entwischt ist.

Drittes Kapitel.

Doston macht auf einmal zufälliger Weise ein glänzendes Glück. Er ergreift einen sehr löblichen Entschluß. Don Alexis sieht seine Schöne ohne vielen Widerwillen abreisen.

Den Tag nach diesem traurigen Vorfall, trug sich ein viel erfreulicherer im Pallaste zu. Blandine wur-

te auf einmal gewahr, daß Don Alexis sich ihre Schwäche für ihn zu Nutze gemacht hatte. Sie vertraute dem Doston ihre Umstände, und dieser ermangelte nicht, der Vicekönigin davon Nachricht zu geben.

Diese Dame schien sich darüber so sehr zu verwundern, als ob das eine Sache wäre, die kein Mensch hätte voraus sehen können. „Ach mein Freund!" schrie sie, „was für eine Nachricht hast du mir da hinterbracht! Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß sich Blandine so weit vergessen könnte!" „Madam" antwortete Doston, „Sie wissen wohl, wenn man der Liebe einen Finger erlaubt, so nimmt sie die ganze Hand. So bald das Mädchen zärtlich, und der Liebhaber verwegen wird, dann verliehrt die Vernunft das Scepter."

„Mädchen, Mädchen, was hast du gethan!" erwiederte die Gräfin, „mußtest du einem Liebhaber Freyheiten erlauben, welche nur für einen Gemal anständig sind? Aber warum dir diesen Vorwurf? Dein Fehler ist ganz allein auf die Rechnung meiner Unbesonnenheit zu schreiben. Ich bins, die Dich unglücklich gemacht hat, denn ich stellte deine Keuschheit einer Gefahr blos, welcher du unterlagst. — Ich würde untröstlich seyn," fuhr sie nach einigem Nachdenken fort, „wenn das Uebel ohne Gegenmittel wäre, aber zum Glück giebt es eines dafür. Eben fällt mir ei-

ne Art ein, wie wir Blandinens Ehre retten können. Ich darf sie nur geschwind an irgend einen ehrlichen Mann verheurathen, mit Dir zum Beyspiel: denn du scheinst mir Dich für sie zu schicken." Madam!" erwiderte Doston, „ich danke Ihnen für den Vorzug."

„Du hast auch alle Ursache mir dafür zu danken," schrie die Vicekönigin, „denn du must wissen, daß du gar nicht übel dabey fahren wirst, wenn du sie heurathest: denn fürs erste ist Blandine sehr hübsch, und ich werde sie sehr gut ausstatten. Ueberdem verspreche ich Dir eine ziemlich beträchtliche Stelle, und was Du auch mit im Anschlag bringen must, meinen Schutz." „Ihnen die Wahrheit zu gestehen, Madam!" antwortete Doston, sehr lebhaft, „Sie blenden mich ganz, und ich müste ein großer Feind meines Glücks seyn, wenn ich einen solchen Vorschlag von mir weisen wollte. Es ist beschlossen, ich bin bereit, Blandinen ihre Ehre auf Kosten der meinigen wieder zu geben."

Die Vicekönigin war sehr erfreut, als sie sahe, daß dieser Mensch sich so leicht nach ihrem Willen fügte. Sie eilte ihn mit Blandinen zu verheurathen, deren Ruf durch diese Heurath nicht den geringsten Flecken erhielt, denn es wunderte sich kein Mensch darüber, ein Kammermädchen der Gräfin mit dem

Kammerdiener des Don Alexis vereinigt zu seyn. Das Beste für den Bräutigam war bey dieser übereilten Verbindung, daß ihm die Vicekönigin sogleich tausend Pistolen auszählen ließ, und überdem erhielt er von mir, dreytausend Thaler zur Belohnung seiner treuen Dienste.

Da sich dieser Bediente so wohl bey Gelde befand, so bekam er Lust, sich mit ihr in sein Vaterland zu begeben, um dort seines Glücks zu genießen; und wirklich war er vollkommen glücklich; denn er liebte seine Frau, so wie sie ihn, und sie hatten schon seit langer Zeit ein geheimes Geständniß mit einander gehabt, welches ihn mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen ließ, daß er an dem Kinde, welches sie trug, wenigstens eben so viel Antheil haben könnte, als Don Alexis. Er theilte mir seinen Entschluß mit. „Mein Herr!" sagte er zu mir, „ob gleich Mexiko vielleicht ein so schöner Aufenthalt ist, als es nur irgend einen giebt, so sehne ich mich doch nach meinem Vaterlande. Mein Vater, welcher wie Sie wissen, Schulmeister in Alkaraz ist, lebt noch, und meine Mutter auch, und es würde sehr unmenschlich seyn, wenn ich sie in ihren alten Tagen nicht unterstützen wollte, da ich mich doch im Stande befinde es zu thun." „Thue das," antwortete ich ihm, „und will dir Briefe an

meinen Schwager mitgeben, welcher vermuthlich sehr begierig seyn wird, von meinem Schicksale unterrichtet zu seyn."

„O Sie können sich die Mühe des Schreibens erspahren!" antwortete Doston, denn ich werde Ihre Verwandten viel besser mündlich davon unterrichten können. Ueberdem wissen Sie wohl, daß sie mir eine unzählige Menge Fragen werden zu thun haben, die ich Ihnen alle viel genauer uud weitläuftiger werde beantworten können, als Ihr Brief." „Das Einzige, was mich noch bedenklich macht," antwortete ich, ist, daß Don Alexis sehr vieles gegen deine oder vielmehr gegen Blandinens Abreise wird einzuwenden haben." „O was das betrift!" erwiderte Doston, „da können Sie ganz ruhig seyn. Die Liebe des Don Alexis ist ziemlich abgekühlt. Er fängt an, den Geschmack an Blandinen zu verliehren, und, so viele Mühe auch die Vicekönigin und ich uns auch gegeben haben, ihn davon abzuhalten, desto mehr Geschmack an indianischen Frauenzimmern zu bekommen. Er tritt in die Fußstapfen seines Vaters, und hat sich mit einer schwärzlichen Kokete eingelassen, deren Bekanntschaft ihm einer seiner Pagen verschaft hat. Mir ist das sehr lieb, denn ob mich gleich Blandine lieber hat als ihn, so könnte doch wohl der Henker sein Spiel noch haben; und ich möchte mir wohl schwerlich das als Eh-

mann gefallen lassen, was ich mir als Liebhaber gefallen lassen muste. Sie scheint mir auch gern in mein Vaterland folgen zu wollen, wo wir die kleine Nachkommenschaft, welche mir ihre Fruchtbarkeit verspricht, recht artig erziehn werden."

Wirklich sah Don Alexis Blandinen mit ganz trocknen Augen abreisen, und alles was er that, um ihr die vielen Gefälligkeiten, die sie für ihn gehabt hatte, zu ersetzen, war ein beträchtliches Geschenk von Juwelen, welches er ihr machte.

Viertes Kapitel.

Don Juan de Salzedo vertraut seinem Schwiegersohne ein Projekt an, welches der Vicekönig gemacht hatte. Der Erfolg davon. Der Erzbischof von Mexiko ergreift die Parthie des Volks, und exkommunicirt den Vicekönig und den Don Petro.

Mein Schwiegervater fuhr immer noch fort, die Achtung und Ehrerbietung, welche mir alle Leute von Stande bewiesen, ohne Mißgunst anzusehen; vielleicht auch glaubte er, daß ein großer Theil der Emsigkeit, womit diese Herrn meine Freundschaft suchten, auf ihn zurück fiel, und ihm einen gewissen Glanz erthei-

theile; eine Vermuthung, welche seiner Eitelkeit freylich nicht wenig schmeichelte. Indeß ist soviel gewiß, daß er mich wie seinen eignen Sohn liebte. Er hatte nicht die geringste Zurückhaltung gegen mich und vertraute mir sehr oft die wichtigsten Geheimnisse an. Ein Beweis hiervon mag folgendes seyn.

„Der Graf von Gelves“ sagte er zu mir, „fängt nach und nach an, die Hofnung aufzugeben, daß er länger hier die Regierung behalten wird. Er hat Briefe von einem Freunde aus Madrit, welcher ihm meldet, daß der Graf von Olivares sehr grosse Lust zu haben scheint, den König zu bereden, daß er dem Marquis von Seralvo einem von den vielen Kompetenten dieser Stelle den Vorzug giebt. Ein jeder anderer, der weniger geitzig wäre, als der Graf von Gelves würde sich sehr leicht darüber trösten, und zufrieden mit dem, was er hier gefischt hat, nach Spanien zurückkehren; aber er kann sich damit nicht begnügen, und ist willens noch einen reichen Fischzug zu thun. Er glaubt unermeßliche Summen gewinnen zu können, wenn er den Preiß des Salzes steigert; und um den allgemeinen Haß, der mit diesem Monopolium verbunden ist, von sich abzuwenden, hat er einen Mann bey der Hand, der zu dergleichen Unternehmungen geboh-

ren ist, ich meyne den Don Petro Mexio, dem reichsten und vermögendsten Mann in Mexiko."

„Ich liebe den Grafen," fuhr Don Juan fort, „und seine Ehre, und guter Nahme liegen mir zu sehr am Herzen, als daß ich dieses sein Vorhaben hätte gut heisen sollen, als er es mir mittheilte. Ich habe ihn, als ein aufrichtiger Freund und treuer Diener Einwürfe dargegen gemacht: aber obgleich der Graf sonst sehr viel auf meinen Rath hält, so giebt es doch, wie Sie wissen, Fälle, in welchen er, wie in diesem hier, keine Widersprüche leiden kann: er bleibt also entschlossen, sein Vorhaben durchzusetzen es mag daraus entstehen, was da will." So sagte mein Schwiegervater zu mir, und fragte mich, was ich von diesem Vorhaben dächte. „Ich denke," antwortete ich, „daß es für Seine Excellenz und für uns sehr unangenehme Folgen haben kann." „Das denk ich auch," erwiderte er, „und ich bin untröstlich, daß ich diesen Folgen nicht vorbeugen kann." Wir mißbilligten also diese Unternehmung alle beyde, und es kränkte uns ausserordentlich, da wir sahen, daß wirklich alle Anstalten darzu gemacht wurden. Ich will hier die Art beschreiben, wie die Unternehmer dabey zu Werke giengen, und der Leser wird daraus sehn, wie wahr das Sprichwort ist: der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.

Vermöge dem Vertrag, den Don Mexio und der Vicekönig mit einander gemacht hatten, kaufte der Ex-strex alles Salz, das nur im ganzen Königreich zu verkaufen war, auf, und füllte eine Menge Vorrathsböden, die er zu dem Ende gemiethet hatte, damit an. Auf diese Art ward das Salz rar, und folglich von Tage zu Tage theurer. Jetzt fieng Don Petro an zu verkaufen, und erhöhete den Preiß nach und nach immer mehr. Die Armen fiengen nunmehro an sich laut darüber zu beschweren, und die Reichen zu murren; denn jedermann wußte, woher diese Theurung entstand; doch sie liessen es nicht allein bey Klagen und Murren bewenden; man reichte im Namen des ganzen Volks bey der Kanzeley eine Bittschrift ein, welche zum Inhalt hatte: daß man doch das Salz wieder auf den gewöhnlichen Preiß herabsetzen möchte. Doch dieses half weiter nichts, denn der Vicekönig war in diesem Dikasterium der Vorsitzende, man begnügte sich also blos damit, das Volk zur Geduld zu vermahnen, und zu versichern, daß diese Theurung nicht lange anhalten würde. Niemand hatte weiter Entschlossenheit genug, sich seinem Geitze zu widersetzen, und man ließ also dem Mexio seine Dieberey ruhig fortsetzen.

Endlich wurde das Volk dieses Monopoliums müde, sie reichten noch eine Bittschrift beym Erzbi-

schof ein, worinne sie ihm vorstellten, daß er als geistlicher Hirt seine Schafe nothwendig gegen die Ungerechtigkeit der weltlichen Regierung schützen müsse. Der Erzbischof, innigst gerührt über das Elend seiner Heerde, oder vielmehr durch einen heimlichen Haß gegen den Vicekönig bewogen, ergrif diese Gelegenheit um seinen Feind, unter dem glänzenden Vorwande seiner Gemeinde zu helfen, auf das nachdrücklichste zu demüthigen. Er beschloß sich gegen den Mexio der Kirchencensur zu bedienen, weil er wohl wußte, daß dieses den Grafen mittelbar angreifen hieß. Dieser aufgebrachte Prälat nannte sich Don Alonzo de Zerno. Er war der Sohn eines Hitalgo aus Altkastilien, und hatte, ich weis nicht wie, das Erzbißtum von Mexiko, welches mehr als sechzigtausend Thaler jährlich einbringt, weggeschnapt. Er war so stolz auf diese fette Pfründe, daß er sich dem Vicekönige wenigstens gleich schätzte.

Don Alonzo exkommunicirte also den Don Petro um seinen Feind recht zu kränken, und ließ diese Exkomunikation an allen Kirchthüren anschlagen, damit sie ja überall recht bekannt würde. Als Mexio davon Nachricht erhielt, lachte er den Erzbischof herzlich aus, und um ihn zu beweisen, wie wenig er sich aus dieser

Exkommunikation machte, fuhr er fort, sein Salz wie zuvor zu verkaufen, und erhöhte sogar den Preiß noch mehr. Eine solche Verwägenheit trieb natürlicher Weise den schon ohnehin äusserst aufgebrachten Prälaten aufs Höchste. Er hörte von Stund an nichts als seinen Groll und Bosheit, und gieng unnmehr gar soweit, daß er den öffentlichen Gottesdienst untersagte.

Nichts macht in Neuspanien mehr Lärmen und Aufsehen, als eine solche Erzbischöfliche Verordnung, das heißt so zu sagen, die Sturmglocke läuten, um dem Volke anzuzeigen, daß im Hause des Herrn Feuer ausgekommen ist: denn von dem Augenblicke an, da sie publicirt ist, werden alle Kirchen verschlossen, und alle Messen und andere Andachtsübungen auf einmal unterbrochen und völlig ausgesetzt. Um die ganze Wichtigkeit einer solchen furchtbaren Censur einzusehen, muß man wissen, daß es mehr als tausend Pfaffen, sowohl geistliche als weltliche in Mexiko giebt, welche bloß von den Messen leben, welche sie, zu einem Thaler das Stück lesen: das beträgt also alle Tage mehr als tausend Thaler, und diese muß der Exkommunicirte bezahlen.

Don Petro sah nun wohl, daß ihn der Erzbischof zu Grunde richten wollte, indem er ihn beym Volke verhaßt machte: und da er überdem noch bemerkte, daß man anfieng ihn öffentlich auf den Strassen zu beschimpfen, so verlohr er nach und nach einen Theil von seiner Entschlossenheit, begab sich in den Pallast des Vicekönigs, und bat Seine Excellenz ihn in Schutz zu nehmen, weil er doch am Ende weiter nichts gethan hatte, als was dieser ihn hieß. Der Graf schickte seine Leute aus, um die Exkommunikations- und Interdiktions-Patente von den Kirchthüren herunter zu reissen. Hierauf ließ er den Superioren der Klöster unter Androhen der schärfsten Ahndungen anbefehlen, die Kirchen zu öfnen, und Messen zu lesen: Die Mönche antworteten, daß es ihre Schuldigkeit sey, in diesem Falle ihrem Erzbischofe eher zu folgen, als ihrem Vicekönige. Seine Excellenz schickte mich sogleich zum Erzbischof, um diesem in seinem Namen anzubefehlen, daß er seine Censur sogleich aufheben möchte.

Ich begab mich in größter Eile in den erzbischöflichen Pallast, und richtete meinen Auftrag aus. Der Prälat antwortete mir in einem ziemlich übermüthigen Tone, daß er den Befehl des Grafen nicht eher

befolgen könnte, als bis Merio der Stöhrer der öffentlichen Ruhe sich der Kirchenbuße unterworfen, und die Priester für die Summen, um die sie durch ihn gekommen wären, entschädigt hätte. Ich wollte dem Erzbischofe vorstellen, daß das dem Könige selbst ungehorsam seyn hieße, wenn er die Befehle seines Ministers nicht befolgte, aber der wüthende Don Alonzo fiel mir ins Wort: „Schweigen Sie stille, mein Herr!" sagte er, „ich habe Ihre Vorstellungen nicht nöthig: Ich weiß, was ich dem Vicekönige schuldig bin; ich weiß, wie sehr er sein Ansehn mißbraucht, und daß er verdient, eben so behandelt zu werden, wie Don Merio." Da ich sah, daß nichts mit dem aufgebrachten Prälaten anzufangen war, so verließ ich ihn aus Furcht, nicht auch etwan exkommunicirt zu werden.

Der Vicekönig, welcher eben so hitzig war, als der Erzbischof, gerieth ganz ausser sich für Zorn, als ich ihm erzählte, was dieser gesagt hatte. Er ließ sogleich den Hauptmann von seiner Leibwache rufen. „Tiroll!" sagte er zu ihm, „gehn Sie, und bemächtigen Sie sich sogleich des Erzbischofs, wo Sie ihn auch antreffen. So gar die Immunität der Kirchen soll ihn bey dieser Gelegenheit nicht schützen. Brin-

gen Sie ihn nach Vera Krux, und lassen Sie ihn dort im Schlosse so lange bewachen, bis man ihn nach Spanien einschiffen kann."

Indem Tiroll seine Leute zusammen rufte, um den Befehl des Vicekönigs auszuführen, bekam der Erzbischof Wind davon. Er flüchtete sogleich aus der Stadt, und begab sich unter der Begleitung verschiedener Geistlichen nach der Vorstadt Guatalope, fertigte dort, gegen den Vicekönig selbst ein Exkommunikations Patent aus, und schickte einen seiner Geistlichen ab, um es an der Thür der Kathedralkirche anzuschlagen. Als er hörte, daß man seinen Aufenthalt ausgespürt hatte, flüchtete er in eine Kirche, ließ die Wachskerzen auf dem Altare anbrennen, und legte seinen Erzbischöflichen Ornat an; weil er steif und fest glaubte, es würde in diesem Zustande sich kein Mensch unterstehen Hand an ihn zu legen: aber er betrog sich sehr stark. Tiroll trat an der Spitze seiner Leute in die Kirche hinein, nahete sich ihm sehr ehrerbietig, und bat ihn, einen Befehl des Königs vorlesen zu hören, und sich ihm ohne Widerstand zu unterwerfen, um alles Aergerniß zu vermeiden. Der Erzbischof fieng itzt an laut zu schreien, daß man die Privilegien der Kirchen beleidigte, und nahm alle sei-

ne Priester über die Gewalt, die man ihm anthat, zu Zeugen. Nichts destoweniger zog er endlich seinen Ornat aus, nachdem er sehr lange und sehr viel gegen den Vicekönig deklamirt hatte, und ergab sich geduldig dem Hauptmann, welcher ihn augenblicklich nach Vera Krux brachte.

Fünftes Kapitel.

Traurige und verdrüßliche Folgen der Gefangennehmung des Erzbischofs von Mexiko. Der Vicekönig muß sich in ein Franziskaner-Kloster flüchten. Don Cherubin und sein Schwiegervater thun eben dasselbe. Don Cherubin verläßt Mexiko.

Don Juan und ich waren über diesen Vorfall sehr betreten, weil wir vorhersahen, daß er wahrscheinlicher Weise sehr schlimme Folgen haben könnte. Wir hatten Spione, welche uns von alle dem genau Nachrichten gaben, was in der Stadt gesprochen wurde, und wir erfuhren durch sie, daß das Volk mit dem Betragen des Grafen äusserst unzufrieden war.

Man hinterbrachte uns, daß die Geistlichkeit besonders sehr auf seine Excellenz böse wäre, daß sie eine Verschwörung anzettelten, und alle Schwarze, Indianer und Mulatten, welche ohne dieß schon über die

spanische Regierung sehr aufgebracht waren, aufhetzten. Nach und nach vergrößerte sich die Anzahl der Mißvergnügten so sehr, daß am Ende die ganze Stadt gegen den Vicekönig Feuer fieng. Seine Bedienten durften es gar nicht mehr wagen öffentlich zu erscheinen, weil man ihnen alle mögliche Beschimpfungen anthat; so gar Salzedo und ich wurden in den Haß des Volks mit verwickelt, vermuthlich, weil man sich einbildete, daß wir mit an der Salzgeschichte Antheil hätten: kurz Alles versprach eine nahe Empörung, und so bald Tiroll wieder nach Mexiko zurück kam, brach sie öffentlich aus. Der Erste, welcher den Ton angab, war ein Pfaffe, welcher diesen Kapitain über den Markt reiten sah, und ausrief: „Das ist der, der sich unterstand seine ruchlose Hand an den Diener des Herrn zu legen.“

Der Pöbel fieng durch diesen Ausruf Feuer, lief zusammen, und verfolgte den Hauptmann, bis an den Pallast, mit Steinen. Tiroll, welcher einen öffentlichen Aufruhr befürchtete, ließ die Thüren verschliessen. Diese Vorsicht war nicht unnütz, denn der Handel fieng an ernsthaft zu werden. In weniger als einer Viertelstunde, versammleten sich mehr als sechstausend Personen von allen Ständen auf dem Marktplatze, welche die größten Schmähungen gegen den

Hauptmann ausstießen und schrien, daß er ums Leben müsse gebracht werden.

Bis hieher hatten es die Aufrührer beym blossen Lärm bewenden lassen, und der Vicekönig hofte sie dadurch beruhigen zu können, wenn er sie versichern ließ, daß Tiroll nicht mehr im Pallaste sey, sondern sich durch eine Hinterthüre aus dem Staube gemacht habe. Er beehrte mich mit diesem Auftrage, und ich hätte diese Ehre sehr gern einem Andern überlassen; inzwischen führte ich ihn für einen Menschen, welcher sich der Gefahr aussetzte, gesteinigt zu werden, noch gut genug aus: und wirklich hätte mir das leicht begegnen können, denn so bald ich mich auf dem Balkon zeigte, um mit den Aufrührern zu reden, sah ich sogleich einen ganzen Steinhagel auf mich losfliegen, wovon mich aber zum Glück kein einziger traf. Da ich sah, daß bey dem Geschäft, diese Wüthenden zur Vernunft zu bringen, nichts als Beulen und Kontusionen zu gewinnen waren, so machte ich mich weislich aus dem Staube.

Dabey bliebs noch nicht. Jetzt mengten sich einige Pfaffen darunter, und machten die Mißvergnügten vollends so schwierig, daß einige, welche Flinten mitgebracht hatten, anfingen zu den Fenstern herein zu schießen, daß uns im Pallaste die Kugeln um die Köpfe herum pfiffen, und andere versuchten mit Mau-

erbrechern durch die Mauern durchzubrechen. Der Tumult dauerte fünf bis sechs Stunden lang, und ein Page und zwey Soldaten von der Leibwache des Grafen, welche von den Balkons herab unter die Aufrührer schossen, und auch wirklich darunter einige erlegt hatten, büßten das Leben ein. Wir würden ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet haben, wenn wir einige Kanonen gehabt hätten; aber es war sowohl im Pallaste, als auch in der Stadt keine einzige: denn die Spanier haben nicht leicht zu befürchten, daß sie dort von einer fremden Macht angegriffen werden.

In Ermanglung der Kanonen, ließ der Graf die königliche Fahne auf den Balkons aufpflanzen, und in die Trompete stoßen, um die Einwohner zum Beystand ihres Königs, dessen Person er vorstellte, zusammen zu rufen. Auch das war unnütz, denn kein einziger von seinen Freunden kam zu seinem Beystande herbey. Inzwischen nahete die Nacht mit starken Schritten heran: und das war es, was die Aufrührer wünschten. Sie hatten bemerkt, daß es nicht viel Mühe kosten würde, die Gefängnißthür aufzusprengen. Sie thaten das also, oder der Stockmeister öffnete sie ihnen vielmehr, und sie setzten nun die Gefangenen in Freyheit: diese vereinigten sich mit ihnen, legten Feuer an, und steckten einen Theil des Pallasts in Brand. Jetzt mischten sich die Vornehmern unter

den Einwohnern darein, nicht eben um dem Vicekönig zu helfen, sondern weil sie befürchteten, selbst darunter zu leiden, weil das Feuer weiter um sich hätte greifen können. Es gelang ihnen, den Pöbel zu beruhigen, und das Feuer wurde gelöscht.

Ob sie aber gleich Ansehn genug hatten, den Pöbel zu verhindern, daß sie nicht den Pallast des Vicekönigs in Brand steckten, so waren sie doch nicht mächtig genug eine Plünderung zu verhüten. Der gröste Theil der Geräthschaften des Vicekönigs gieng verlohren, und er selbst müste sich mit seiner Gemahlin und seinem Sohne, bey den Franziskanern in Schutz begeben, welche die einzigen Mönche waren, die es noch mit ihm hielten.

Salzedo, Bianka und ich, begaben uns des Nachts in das Kloster zum Grafen. Seine vornehmsten Bedienten thaten dasselbe, und wir fanden am Ende alle so übel Dach und Fach. So bald den andern Morgen der Tag anbrach, ließ der Vicekönig den Sekretair und mich zu sich rufen, um mit uns zu berathschlagen, was bey so einem mißlichen Vorfalle zu thun sey. „Wir können nichts weiter machen," sagte Don Juan, „als so geschwind als möglich einen Mann von Kopf, auf dem wir uns verlassen können, an den Herzog von Olivares zu schicken, um ihm von diesem Anfruhre Nachricht zu geben, und ich glaube,

daß niemand diesen Auftrag besser ausrichten wird, als Don Cherubin." „Das denke ich auch Salzedo!" antwortete der Graf. „Don Cherubin muß unverzüglich nach Madrit reisen, denn ich glaube, wir können nicht geschwind genug zu Werke gehen."

Der Vicekönig brachte den ganzen Tag zu, mit Ausfertigung der Depeschen, die ich mitnehmen sollte, und den Tag darauf, machte ich mich unter der Begleitung eines Kammerdieners und eines Bedienten nach Vera-Krux auf den Weg. Als ich dort ankam, erfuhr ich, daß der Erzbischof zwey Tage vorher nach Spanien abgereist sey, und da in dem Hafen dieser Stadt allemal ein Schif zum Dienst des Vicekönigs bereit liegt, so schiffte ich mich sogleich nach Kadix ein, wo ich nach einer kurzen und glücklichen Fahrt, in sehr weniger Zeit anlangte.

Sechstes Kapitel.

Don Cherubin kommt zu Madrit an, macht dem Herzoge von Olivares seine Aufwartung, und giebt ihm von dem Aufruhre in Mexiko Nachricht. Was das königliche Conseill darüber für einen Entschluß faßt. Der Vicekönig zieht siegreich im Pallaste ein. Fällt in Ungnade, geht nach Madrit, und Don Cherubin nebst seiner Familie folgen ihm.

Ich hatte kaum den Fuß zu Kadix aufs feste Land gesetzt, so eilte ich durch Andalusien und Kastilien nach Madrit. Ich flog zum Minister, welcher mir Audienz gab, so bald ich mich bey ihm melden ließ. Ich gab ihm die Depeschen. Er las sie mit aller der Aufmerksamkeit, die sie verdienten, durch, und weil ihm der Graf von Gelves meldete, daß ich ihm mündlich eine weitläuftigere Nachricht von dem Vorfall geben könnte, so fieng er an, mich über alles sehr genau zu befragen. Ich antwortete ihm, wie ein Mensch der darauf schon gefaßt war. Ich muß aufrichtig gestehn, daß der Erzbischof bey meiner Erzählung am schlechtesten weg kam. Ich malte ihn mit den gehäßigsten Farben ab, und schob die ganze Schuld der Empörung auf seinen Stolz.

Der Herzog las dem ganzen versammleten Conseill die Depeschen des Vicekönigs vor, und jederman fand diesen Vorfall äuserst wichtig. Man war

darüber einig, daß es schlechterdings nothwendig sey, die Vornehmsten unter den Aufrührern exemplarisch zu bestrafen, um den übrigen Provinzen in Amerika Furcht einzujagen, welche mit dem spanischen Joche ohnehin schon äußerst unzufrieden waren, und also dem Beyspiele der Mexikaner sehr leicht folgen könnten. Man beschloß den Inquisitor von Valladolid Don Martin de Carillo als Kommissar dahin zu schikken, um die Sache genau zu untersuchen, mit der Vollmacht, einige der Vornehmsten unter den Einwohnern von Mexiko nachdrücklich zu bestrafen, weil sie verabsäumt hatten, sich auf den Schall der Trompete unter die königliche Fahne zu versammlen. Man beschloß auch die Kanzeleybeamten alle abzusetzen, weil keiner von ihnen dem Vicekönige zu Hülfe gekommen war.

Der arme Erzbischof Don Alonzo mochte anfangen was er wollte, kein Mensch wollte seine Vertheidigung übernehmen, so äußerst tadelnswürdig fand man sein Betragen. Man entsetzte ihn sogar seiner Stelle, und machte ihn zum Bischof von Zamora, eine Pfründe, welche ohngefähr viertausend Thaler jährlich einbringt: wirklich hieß das vom Pferde auf den Esel gesetzt, und dennoch fand alle Welt, daß man

äuserst

äuserst glimpflich mit ihm verfuhr, und in Rücksicht der Familie Cerna sehr nachsichtig handelte.

Weil der Minister über den Aufruhr der Mexikaner äusserst unruhig war, so hielt er mich nicht lange auf, und ich kehrte in aller Eil mit Depeschen an den Vicekönig in Begleitung des Don Martin de Carillo, dessen Ankunft die ganze Stadt in Furcht und Schrecken versetzte, nach Mexiko zurück. Die mehresten dasige Einwohner schlug das Gewissen. Sie fühlten sich strafbar, und fürchteten sich für der Ahndung. Jedermann glaubte, der Hof würde ein Beyspiel statuiren, und jedermann zitterte, entweder für sich oder für seine Freunde; aber für dießmal kamen sie noch mit der bloßen Furcht davon. Don Martin stillte ihre Furcht, und erklärte ihnen im Namen des Königes, daß Seine Majestät für dießmal Gnade für Recht ergehen lassen würde, und ihnen einen Generalpardon zugestünd.

Diese Erklärung brachte eine bewunderungswürdige Wirkung hervor. Das Volk, das sich immer mit dem Winde verändert, wurde von der Gnade seines Königs gerührt, und rief aus: „Es lebe unser guter König Philipp! Es lebe sein Minister der Graf von

Gelves!" und nichts war wunderbarer anzusehen, als eben dieselben Aufrührer, welche vorher diesen Herrn hatten ermorden wollen, wie sie haufenweise nach dem Kloster zu liefen, und den Vicekönig heraus verlangten, um ihn im Triumpf mit lautem Zurufen und ausserordentlichen Freudenbezeigungen nach seinem Pallaste zurück zu führen.

Der Vicekönig hatte sich bis hieher nicht getraut, den Fuß vor die Thüre des Klosters zu setzen. Da er aber sah, daß nun keine Gefahr mehr für ihn zu besorgen war, so ließ er sich in seinen Pallast zurück führen, und verwunderte sich nicht wenig, da er alle seine Geräthschaften noch völlig so fand, wie er sie bey seiner Flucht verlassen hatte: denn eben dieselben Mexikaner, welche das Volk dahin brachten, das Feuer zu löschen, hatten die Vorsicht gehabt, die sämmtlichen Effekten des Vicekönigs in Verwahrung bringen und durch einige von den Aufrührern selbst bewachen zu lassen, denen sie bey schwerer Strafe untersagt hatten, nur das geringste davon zu entwenden: und so nahm bald alles im Pallaste seine vorige Gestalt wieder an.

Einen Umstand habe ich vergessen zu erwähnen, als ich von Spanien zurück gekommen war, und dem

Vicekönige von meiner Reise Rechenschaft ablegte, so fragte er mich: „nun wie hat Sie der Herzog von Olivares empfangen? und in welchen Gesinnungen glauben Sie wohl, daß er gegen mich ist?" „Er hat mich sehr gnädig aufgenommen," antwortete ich Seiner Excellenz, „und so viel ich habe bemerken können, so hegt er sehr viele Achtung und Freundschaft gegen Sie. Ich kann Ihnen so gar sagen, daß ich Sie von ihm in Ausdrücken habe loben hören." — „Desto schlimmer!" unterbrach mich der Vicekönig mit Heftigkeit, „das ist mir eben so verdächtig, als der Brief, den Sie mir von ihm gebracht haben. Dieser Brief enthält so vieles Schmeichelhaftes, als daß ich nicht sollte darüber unruhig werden. Ich weis es selbst nicht recht; aber ich fühle eine so gewisse Ahndung, daß er dem Marki von Seralvo meine Stelle geben will: und ich glaube, diese meine Ahndung ist nicht ganz ohne Grund." „Sie irren sich vielleicht," sagte ich. „Des Herzogs Absicht ist vielmehr, Ihre Regierung zu verlängern." „Ich wage es kaum," sagte er mit einem Seufzer, „ich wage es kaum mir mit dieser Hofnung zu schmeicheln. Ich erwarte alle Tage eine Ordre von Hofe, welche mich zurück ruft."

Wirklich kam drey Monat darnach ein Courir von Madrit an, welcher dem Grafen ein Paquet vom Herzog von Olivares überbrachte. Dieser Minister meldete ihm, daß Seine Majestät ihn um sich zu haben wünschte, und ihm eine der ersten Stellen in seinem Hause zugedacht hätte, und in dieser Absicht den Marki von Seralvo zum Vicekönig von Mexiko ernannt hätte. Der Vicekönig verlohr nun auf einmal alle Hofnung länger in seinem Posten zu bleiben, und ergrif seine Parthie mit ganz guter Art. Er dachte an weiter nichts, als mit allen seinen Reichthümern nach Madrit zurück zu kehren, und Zurüstungen zu seiner Reise zu machen. Salzedo und ich, machten uns fertig mit unsern kleinen Effekten, welche ungefehr zweymal hunderttausend Thaler betragen mochten, dahin nach. Hieraus kann man ungefehr auf das schließen, was Seine Excellenz selbst mitnehmen mochten. Wir reisten endlich von Mexiko ab, und man kann sagen, daß wir an diesem Tage den Mexikanern ein Schauspiel gaben, welches ihrer Schmähsucht sehr viel Stoff gab: denn da sie mehr als hundert Maulthiere mit unsern Kisten und Ballen beladen abgehn sahen, so machten sie sich über unsere Genügsamkeit

und Uneigennützigkeit weidlich lustig, und wir zur Vergeltung dafür reisten mit ihrem Vermögen nach Vera-Crux ab.

Wir erwarteten in dieser Stadt die Ankunft des neuen Vicekönigs, um mit dem nämlichen Schiffe, welches ihn herbrachte, abzugehn. Er ließ uns nicht lange warten. So bald er ausgestiegen war, besprach er sich mit dem Grafen. Sie hatten zwey Tage mit einander Conferrenzen, über den Zustand der Sachen in Neu-Spanien. Hierauf schieden sie mehr höflich, als freundschaftlich von einander, und der eine gieng sehr mager nach Mexiko, und der andere, kehrte sehr fett und wohl gemästet nach Madrit zurück.

Siebentes Kapitel.

Wie der Graf von Gelves am Hofe empfangen wird. Er macht dem Herzog von Olivares die Aufwartung, und dieser ernennt ihn zum Ober-Stallmeister. Don Salzedo wird des Grafen Haushofmeister, und Don Cherubin sein Sekretair.

Wir giengen also nach Kadix unter Seegel. Hätten wir dazumal irgend ein großes Schiff von Algier oder Sale angetroffen, so hätten die Herrn Seeräu-

der alle Ursachen gehabt mit dem Zufalle nicht unzufrieden zu seyn. Sie würden sich, glaub ich, weidlich mit unsern Habseligkeiten lustig gemacht haben: aber zum Glück für uns, begegnete uns keiner. Wir kamen glücklich und wohlbehalten nach Kadix, und von da, weiter nach Madrit. Gleich den andern Morgen nach unserer Ankunft, machte der Graf dem Minister die Aufwartung, welcher ihn mit vieler Achtung empfing. Er führte ihn in sein Kabinet, dort umarmte er ihn auf eine Art, welche viele Achtung und Freundschaft verrieth, und sagte zu ihm: „Sie glauben vermuthlich, daß ichs bin, der dem Marki von Seralvo Ihre Stelle verschaffen wollte; aber Sie irren sich. Daß Sie Ihre Stelle nicht länger behalten haben, das haben Sie sich allein zuzuschreiben; denn die Schuld liegt an Ihnen. Das ganze Conseille hat einstimmig Ihre Aufführung eben so wenig gebilligt, als die des Erzbischofs, und da dieser Prälat ist bestraft worden, so hat man für billig befunden, auch Sie zu bestrafen, um die Mexikaner, denen die Salz-Affaire noch am Herzen liegt, einigermaßen zufrieden zu stellen."

„Ich hab es nicht gewagt," fuhr der Herzog fort, „Ihre Vertheidigung zu übernehmen, denn ich fürch-

tete Ihre Sache nur zu verschlimmern, wenn ich Sie entschuldigen wollte; aber wenn ich gleich Ihr Gouvernement nicht verlängern konnte, so habe ich zum wenigsten vom König die Stelle des Ober Stallmeisters für Sie erhalten: eine Sache, welche Sie einigermaßen für eine Stelle, welche Sie fünf Jahr hinter einander, vermuthlich nicht ohne Nutzen verwaltet haben, entschädigen kann." So mißtrauisch auch sonst der Graf von Gelves war, so glaubte er doch dem Minister auf sein Wort, und weil er sich überredete, daß er ihm unendlich viel Dank schuldig sey, so widmete er ihm seine Dienste für immer, und wurde einer seiner besten Freunde.

Der Herzog führte ihn zum Könige. „Sire!" sagte er zu ihm, indem er ihn vorstellte," hier sehn Sie einen ihrer getreusten Diener, und vielleicht denjenigen unter Ihren Vicekönigen, welcher die königliche Würde am allerbesten behauptet hat. Er kommt Eurer Majestät zu danken, daß Sie ihn mit der Stelle des Ober-Stallmeisters begnadiget haben, und er ist um so viel vergnügter darüber, weil sie ihm das Glück verschaft von nun an täglich um seinen Herrn zu seyn. Der junge Monarch nahm den Grafen außerordentlich gnädig auf, und weil er sehr neugierig

war, so that er eine ganze Menge Fragen an ihn, über die Mexikaner, worunter ich nur diese anführen will. „Graf!“ fragte er ihn, „ist es möglich, daß unter den Indianerinnen welche giebt, die hübsch genug sind, um die Blicke der Europäer auf sich zu ziehen.“ Unser Vicekönig erröthete bey dieser Frage, weil er glaubte, daß sie der König in der Absicht thät, um ihm seinen Geschmack an den schwarzen Mädchens vorzuwerfen. „Sire!“ antwortete er ihm ein wenig bestürzt, „es giebt einige darunter, die man ohne Eckel ansehn kann, aber dennoch ist die Allerartigste immer ein unangenehmer Gegenstand für Augen, welche an die Schönheiten für Madrit gewöhnt sind.“ Ich glaube eben nicht, daß die Gräfin von Gelves für die Aufrichtigkeit ihres Gemahls eingestanden hätte, wenn sie ihn so hätte reden hören.

Als der Graf von Gelves seine Stelle als Oberstallmeister eingenommen hatte, so nahm er noch eine Menge Hausbedienten an, ob er gleich schon eine ziemliche Anzahl derselben hatte, und er sparte nichts, um am Hofe eine Figur zu machen, welche seinem Range gemäß war. Salzedo und ich baten ihn um unsern Abschied, um uns zu Madrit häuslich niederlassen zu können, weil wir, Dank sey es seiner Gnade,

genug hatten, um dort anständig leben zu können. „Meine Freunde!" antwortete er uns, wir wollen uns nicht von einander trennen. Es ist mir so sehr zur angenehmen Gewohnheit worden, Euch beständig um mich zu haben, daß ich nicht entschließen kann, Euch von mir zu lassen. Thut mir den Gefallen, und nehmt Euch meiner Sachen an. Der Eine mag meine Einkünfte verwalten, und der Andere soll mein Sekretair seyn." Wir konnten das nicht gut von uns ablehnen, und mein Schwiegervater wurde also sein Haushofmeister, und ich sein Sekretair. Ich würde diese Stelle sehr gern einem andern überlassen haben, da ich so reich war: inzwischen nahm ich sie aus Gefälligkeit für Salzedo an, welcher den Vicekönig nicht verlassen konnte, und dem es zu gleicher Zeit sehr angenehm war, seinen Schwiegersohn und seine Tochter beständig um sich zu haben.

Achtes Kapitel.

Don Cherubin trift Doston zu Madrit an. Ein unangenehmer Vorfall, welcher diesem begegnet. Unser Held leistet ihm einen wichtigen Dienst.

Es war noch eine andere Ursache, welche mich bewog, diese Stelle anzunehmen. Meine Frau hatte sich bey der Vicekönigin so sehr einzuschmeicheln gewußt, daß sie dieser ganz unentbehrlich geworden war, und ich glaube, diese Dame würde untröstlich gewesen seyn, wenn sie sich von Bianke hätte trennen müssen; und dieß war eine von den Hauptursachen, warum ich das Anerbieten des Grafen annahm.

Da ich bey meiner Stelle nicht eben viel zu thun hatte, so führte ich ein ziemlich angenehmes Leben. Ich befand mich fast alle Morgen beym Lever des Königs, um den Zusammenlauf so vieler Herren zu sehn, welche kamen dem Monarchen ihren Hof zu machen, und alle Abende hatte ich das Vergnügen, auf den öffentlichen Spatziergängen die Damen zu betrachten, worunter ich verschiedene fand, welche mir derer zu Mexiko vollkommen werth zu seyn schienen. Als ich eines Tages aus dem Hotel heraustrat, um auf diese Promenade zu gehn, begegnete mir ganz unvermutheter Weise Doston. Das wunderte mich nicht

wenig. „Wie!" sagte ich ihm, „Bist du's wirklich? Was machst du denn zu Madrit?" Ich glaubte du wärest zu Alkaraz." „Mein lieber Herr!" antwortete er mir, „Sie wissen wohl, unsere Projekte gelingen uns nicht allemal. Ich hatte mir zwar vorgenommen in mein Vaterland zurücke zu kehren, und dort mit Blandinen ein ruhiges und stilles Leben zu führen: aber das Schicksal hat es anders mit mir gefügt. Es ist mir zu Kadix ein zweiter Gabriel de Monguique aufgestoßen, welcher mir meine Frau verführt hat, ohne daß es in meinen Kräften stand, es zu verhindern."

„Ist es möglich!" schrie ich, „Erzähle mir doch, ich bitte dich, auf welche Art man dir Blandinen entführt hat." „Das ist eine Erzählung" antwortete Doston, „die ich Ihnen mit wenig Worten machen kann. Da ich zu Kadix angelangt war, so führte mich der böse Geist in den Gasthof zum Pelikan. Dort logirte ein englischer Kapitain, dessen Schif im Haafen vor Anker lag. So bald der Dieb meine Frau zu sehen bekam, verliebte er sich in sie, und schmiedete einen Anschlag sie zu entführen, den er so ausführte: Er nahm sich wohl in Acht, sich etwas von seiner Liebe merken zu lassen, weil er befürchtete, ich möchte etwas von seinen Absichten merken, und meine Wohnung

verändern, welches ich auch augenblicklich würde gethan haben. Er betrug sich auch wirklich so sittsam, daß ich mich recht sehr darüber verwunderte. „Ist es möglich," sagte ich bey mir selbst, „daß ein Seeofficier von dieser Nation so gefällig und höflich seyn kann:" kurz dieser Kapitain, welcher Kope hieß, erzeigte mir tausenderley Höflichkeiten, und es schien gar nicht als ob er einiges Vergnügen in Blandinens Anblick fände, denn er sah sie fast gar nicht an. Dadurch warf er mir Staub in die Augen. Ich erwiderte seine Höflichkeiten, und wir aßen schon den ersten Abend so vertraulich mit einander, als ob wir schon seit langen Jahren die besten Freunde gewesen wären.

Während des Abendessens fragte mich Kope, aus welcher Gegend Spaniens ich wäre. „Aus Alkaraz, antwortete ich, ohnweit der Provinz Murcia." „Das trift ja recht glücklich," erwiederte der Kapitain, „in zwey Tagen reise ich ohnedem dahin von hier ab, nach Alikante. Ich kann Sie, wenn Sie wollen, im Vorbeygehen, zu Vera absetzen, denn von dort haben Sie, glaub ich, nicht weit mehr bis zu sich." Ich nahm mit Freuden den Vorschlag an, weil ich glaubte, ich könne gar nicht besser thun, und sagte dem Himmel Dank, daß er mich eine so gute Gelegenheit finden ließ, mein Vaterland so bald wieder zu sehn. Ich führte also

zwey Tage darauf Blandinen an den Bord von Kopes Schif, welcher uns so artig empfieng, daß ich mir selbst darüber Glück wünschte, eine so gute Bekanntschaft gemacht zu haben. „Wohlan,“ sagte er, als wir auf dem hohen Meere waren, „wir wollen uns etwas zu gute thun. Ich habe einen ansehnlichen Vorrath von allen Sorten Fleisch, uud vortreflichen Weinen mit; wir wollen unsere Zeit immer bey Tische zubringen, das ist das einzige Mittel uns unterwegs die Zeit zu vertreiben.“

„Sie kennen meine schwache Seite,“ fuhr Doston fort, „ich liebe das animalische Leben. Es kostete dem Kapitain Kope eben nicht viele Mühe, mich zum trinken zu bringen, und ich betrank mich wie ein Teutscher. So bald ich mich in diesem schönen Zustande befand, ließ er mich durch seine Bootsknechte an Land setzen, wo man mich der Länge nach ausgestreckt liegen ließ. Ich schlief dort ganz ruhig, und als ich beym Aufgang der Sonne aufwachte, und nichts um mich herum sahe, was einem Schiffe ähnlich sahe, so hatte ich Zeit genug, über die Höflichkeit des Engelländers Betrachtungen anzustellen, und ich verwünschte ihn um destomehr, weil er nebst meiner Frau, auch noch obendrein meinen Koffer in seiner Gewalt hatte, welcher alle meine Habseeligkeiten enthielt, so, daß mein ganzes Vermögen in ein paar Pistolen bestand, welche ich in

der Tasche gehabt hatte, und noch war ich glücklich genug, daß mir nicht die Matrosen auch noch dieses Geld genommen hatten, um sich für die Mühe, mich an Land zu setzen, bezahlt zu machen."

„Da ich nicht wußte, wo ich mich eigentlich befand, noch auch nach welcher Seite ich mich wenden sollte, so ergrif ich nach geradewohl den ersten besten Fußsteig, welcher mich nach Alzira, einem Dorfe ohnweit Giberaltar, führte. Von dort gieng ich nach Ronda, wo ich zwey oder drey Tage ausruhte, und hierauf begab ich mich, statt zu meinen Eltern zu gehen, denen ich doch ohnehin itzt weiter nichts nützen konnte, nach Sevilla, in der Absicht wieder Dienste zu nehmen, wenn ich einen Herrn fänd, der mir anständig wäre. Ich fand keinen, und weil ich in Madrit glücklicher zu seyn hofte, so gieng ich hieher, und hier ist aus dem Kammerdiener des Sohnes eines Vicekönigs nunmehr wieder ein gewöhnlicher Lakay worden."

„Ich bedaure dich, mein Freund!" sagte ich zu Doston, als er seine Erzählung geendigt hatte, „und noch mehr beklage ich das Unglück deiner Frau. Was für eine schreckliche Begebenheit für sie! Ich fühle den Schmerz mit ihr, der sich ihrer bewältigen mußte, als sie des Kapitains Verrätherey erfuhr. Ich glaube, daß sie für Betrübniß gestorben ist." „O nein!" ant-

wortete Doston, „Blandine ist keine von den Heldinnen des Alterthums, welche für Tugend starben. Ich müßte sie wenig kennen, oder es hatte dem Kapitain gar nicht viele Mühe gekostet, sie zu seinen Absichten zu bereden, wenigstens glaube ich nicht, daß er Kolibristaub darzu nöthig gehabt hat."

„Was sagst du!" schrie ich. „Auf diese Art wäre also Blandine eine Buhlerin?" „Zweifeln Sie nicht daran," antwortete Doston. „In Mexiko hatte ich nur einige kleine Scrupel über ihre Tugend, aber sie hat sie unterwegs alle gehoben. Es war unter den Pasagiers ein junger Kavalier, dem sie in die Augen stach, und ich habe bemerkt, daß sie seinen Blicken gar nicht übel entsprach: mit einem Wort, ich glaube, es hätte mir unendlich Mühe gekostet, diese kleine Kreatur in Mexiko, wo die jungen Herrn sehr lebhaft sind, und gar nicht viele Umstände machen, zu bewachen. Ich tröste mich leicht über ihren Verlust, ich wünschte nur, der Kapitain Kope wäre so raisonnabel gewesen, mit der Hälfte verlieb zu nehmen. Er hätte mir nur sollen meinen Koffer wiedergeben, meine Frau hätte er alsdenn immer behalten können."

„Es ist mir sehr lieb," sagte ich, „daß du dich über den Verlust deiner Frau so leicht trösten kannst, und im Grunde thust du auch sehr wohl daran, wenn

ihr Charakter würklich so ist, wie du mir ihn eben geschildert hast. Was deinen Koffer betrift, den du nicht leicht so vergessen zu können scheinst, als deine Frau, so werde ich mit der Vicekönigin sprechen, und ich denke, sie wird sich über deine Klage mitleidig finden lassen. Auf mich kannst du auch rechnen, daß ich das Meinige dazu beytragen werde, um dich in den Stand zu setzen, deinem ehemaligen Vorsatze gemäß nach Alkaraz zu reisen, und ich bin überzeugt, daß auch Don Alexis das Seinige dabey thun wird; vielleicht nimmt er dich wohl gar wieder in Seine Dienste. Aber vielleicht liebst du deinen itzigen Herrn zu sehr, um ihn wieder zu verlassen." „O was das anbetrift, wahrhaftig nicht," erwiderte Doston lachend. „Mein Herr, der sich Thomas Trasio nennt, ist ein Original ohne Kopie. Er ist ein ausgemachter Schwärmer, und seine Thorheit ist von der possierlichsten Gattung. Er sagt und glaubt es auch wirklich, daß er wie Sokrates einen Spiritus Familiaris hat. „Mein Freund!" sagte er zu mir, als er mich in seine Dienste nahm, „du mußt wissen, daß ich einen Genius hab, welcher sich mir aus einer Art von Prädilektion ganz und gar zu Eigen gegeben hat. Er sagt mir alles, was ich wissen will. Ich unterhalte mich alle Morgen mit ihm, und sobald du mich mit ihm sprechen hörst, mußt du

uns

uns sogleich verlassen, denn er redet am liebsten ohne Zeugen mit mir."

„Ich hörte wirklich eines Morgens den Don Thomas, welcher ganz allein in seinem Kabinet war, sehr laut und vernehmlich sprechen. Ich glaubte, es wäre jemand bey ihm, aber er war wirklich ganz alleine. Er fragte und antwortete sich selbst, und glaubte sich mit seinem Genius zu unterhalten." Bey diesen Worten brach ich in ein lautes Gelächter aus, und verließ Doston, nachdem ich ihn vorher auf folgenden Morgen auf das Hotel bestellt hatte. Er ermangelte nicht, sich einzufinden, und ließ sich sogleich bey der Vicekönigin anmelden. Er erzählte ihr sein Unglück, woran sie sehr vielen Antheil zu nehmen schien, ob sie sich gleich im Grunde sehr wenig darum bekümmerte: Wir wollen sehn, was für euch zu thun ist, mein Freund!" antwortete sie ihm, „ihr habt einmal in unserm Hause gedient, und wir werden euch nicht ohne Beystand lassen. Geht und besucht meinen Sohn, der wird vermuthlich etwas für euch thun."

Don Alexis, dem ich schon etwas vorher davon gesagt hatte, empfieng ihn sehr wohl. „Willkommen lieber Doston!" sagte er zu ihm lächelnd. „Was sagst du zum Kapitain Kope? Er hat dir, wie mir scheint, einen übeln Streich gespielt, aber du mußt dich ge-

dulden. Vielleicht schickt er dir deine Frau mit samt ihrem Geld wieder zurück, denn am Ende hat er es doch wohl nur zum Spas gethan, um zu sehn, wie du dich dabey nehmen würdest. Erzähle mir doch die Begebenheit, ich höre so gerne närrische Geschichten von dir, denn du erzählst sie gar zu hübsch."

„Ach gnädiger Herr!" antwortete Doston, „warum wollen Sie eine Geschichte von mir, die Sie schon wissen, und die nur meinen Schmerz wieder erneuert, von mir noch einmal wissen?" „Das thut nichts," erwiderte Don Alexis; „ich will es schlechterdings, und eine Erzählung aus deinem Munde wird mir Vergnügen machen." Doston erfüllte also seinen Willen, und der gnädige Herr unterbrach ihn sehr oft durch ein unmäßiges Gelächter, als ob diese Geschichte die drolligste von der Welt gewesen wäre.

Als es Don Alexis endlich müde wurde, sich auf des armen Dostons Unkosten lustig zu machen, so nahm er sein ernsthaftes Gesichte wieder an. „Ich will dich für das Unglück trösten, das dir begegnet ist," sagte er, „ich ernenne dich hiermit wieder zu meinen ersten Kammerdiener, und zum Vertrauten aller meiner Geheimnisse. Ich werde dir bald etwas zu thun verschaffen. Ich habe eine neue Eroberung ausgespürt, und ich brauche deinen Rath, um die Sache

vollends zu Stande zu bringen." Diese Worte verursachten Doston eine unendliche Freude, und er verließ noch denselben Tag den Don Thomas mit samt seinem Genius.

Neuntes Kapitel.

Durch welchen Zufall Doston seine Frau wieder findet, welche er schon wieder allmälig zu vergessen anfieng. Sie erzählet ihre Geschichte selbst; wodurch sie sich zugleich rechtfertigte. Was diese Erzählung in seinem Herzen für eine Veränderung hervorbringt, wobey er sich um soviel besser befindet.

Den folgenden Tag beym Aufstehen sagte Don Alexis zum Doston: „Ich habe dir eine allerliebste Bekanntschaft gemacht, mein Freund! Ich will dir sagen wie. Als ich letzthin des Morgens im Prado herum gieng, sah ich eine verschleyerte Dame aus dem Garten heraus kommen, deren Wuchs und Gang ein Frauenzimmer vom Stande verrieth. Sie gieng einigemal die Allee hin und wieder, und als sie gewahr wurde, daß ich mich ihr näherte, um sie besser zu betrachten, so eilte sie wieder nach der Gartenthüre zu, um sich meinen Blicken zu entziehen; aber entweder eilte ich zu geschwind, oder sie wollte mir Zeit lassen an sie zu kommen: kurz, ich kam eher an die Garten-

thüre als sie. „Madam!" sagte ich zu ihr, indem ich ihr eine sehr ehrfurchtsvolle Verbeugung machte, „ich müßte sehr wenig Lebensart besitzen, wenn ich einer so schönen Dame begegnen wollte, ohne ihr zu sagen, wie viel mir ihr Anblick Vergnügen gewährt." „Mein Herr!" antwortete die Dame, „Sie sind sehr verschwenderisch mit Ihren Höflichkeiten. Weit entfernt denjenigen Damen Ihren Weyhrauch zu streuen, die ihn verdienen, verschwenden Sie ihn sogar an diejenigen, die ihn nicht verdienen." In diesem Tone antwortete ich ihr wieder, und so hielten wir eine ziemlich lange Unterredung, und schieden endlich von einander.

„Und haben Sie sie seitdem wiedergesehn?" fragte Doston. „Kein einzigesmal," erwiderte Don Alexis, „ob ich gleich deswegen alle Tage in den Prado gehe. Wenn sie seitdem aus ihrem Garten gekommen ist, so will sie mich wahrscheinlicher Weise prüfen, denn ich kann, ohne eben eitel zu seyn, glauben, daß sie mit mir zufrieden ist." „Ey! daran zweifle ich nicht," erwiderte der Kammerdiener. „Ein so wohl gemachter Kavalier wie Sie, wem sollte der nicht gefallen. Und wie heißt diese Dame?" „Ja ich weiß ihren Namen noch nicht," antwortete Don Alexis. „Sie hat mir sogar verboten mich nach ihrem Nahmen zu erkundigen, und aus Furcht ihr zu mißfallen habe ich es bis jetzt noch nicht gewagt, eine einzige Bewegung

deßhalb zu machen." Ey zum Henker!" schrie Doston, „Sie sind auch wahrhaftig ein gar zu strenger Beobachter von den Befehlen der Damen. Wissen Sie denn nicht, daß sie es manchmal haben wollen, daß man einen kleinen Ungehorsam an Ihnen begeht?"

„Wahrhaftig, gnädiger Herr!" fuhr er fort, „Sie sind noch sehr weit von Ihrem Ziele entfernt. Ich sehe wohl, ich werde mich Ihrer Sache annehmen müssen, sonst läuft sie schief. Kommen Sie gleich mit in den Prado, und zeigen Sie mir den Garten, aus welchem Sie Ihre Prinzessin haben herauskommen sehn; mehr verlange ich gar nicht." Don Alexis nahm ihn beym Wort, und führte ihn bis an die Thüre des Gartens."

„Lassen Sie mich nun allein hier," sagte Doston zum jungen Grafen, als sie dort angekommen waren, „und gehn Sie nur wieder nach Hause. Ich werde bald wieder bey Ihnen seyn, und ich stehe Ihnen dafür, ich will Ihnen Nachricht geben, wer in diesem Hause wohnt: alsdenn können wir unsere Maßregeln darnach nehmen." Nach diesen Worten kehrte der Graf nach dem Hotel zurück, und sein Vertrauter setzte sich vor der Gartenthüre nieder, in der Hofnung,

daß ein Bedienter heraus kommen würde, von dem er erfahren könnte, was er wissen wollte.

Doston hatte beynahe schon eine Stunde vergebens gelauert, jetzt flog die Thüre auf einmal auf, und es stand ein Frauenzimmer vor seinen Blicken, welche er sogleich für Blandinen erkannte, und sie war es in der That. Sie erkannte ihn augenblicklich, lief mit ofnen Armen auf ihn zu, und war für Freuden so aussser sich, daß sie ohnmächtig an seinen Busen hinsank. Die schlechte Meinung, die er von der Tugend seiner Gemahlin hatte, hinderte ihn, sogleich an ihrer Freude Antheil zu nehmen. Er hielt sie für Erdichtung, und glaubte seine Frau wäre im Grunde mehr verdrüßlich als erfreut über diese unvermuthete Zusammenkunft. Er unterließ indessen doch nicht ihr in ihrer Schwachheit beyzustehn. „Ist es möglich!" sagte sie, als sie wieder zu sich selbst kam, „ist es möglich, lieber Mann, daß du's bist? du, den ich schon längst im Abgrund des Meeres glaubte, den ich schon längst für todt hielt?" Bey diesen Worten umarmte sie ihren Mann aufs neue mit Ausbrüchen der äussersten Zärtlichkeit. Dieser würde ganz gewiß davon seyn gerührt worden, wenn er sie für aufrichtig gehalten hätte. „Keine Grimassen Blandine!" sagte er sehr

ernsthaft zu ihr, indem er sie sanft zurück stieß. Was sollen diese Freudenbezeugungen, und diese erkünstelten Entzückungen! Willst du mir nicht lieber einen schönen Roman erzählen? Etwa daß Kope ein Narr war, und den Ausbrüchen deiner sich sträubenden Tugend nachgegeben hat? Halte mich nicht etwan für so einfältig, daß ich dir das auf dein Wort glauben werde. Entweder du hast dich durch seine Bitten bewegen lassen, oder du warst zu schwach, seiner Gewalt zu widerstehn."

„Doston!" unterbrach ihn Blandine, „höre mich an, aber ohne mich zu unterbrechen. Ich kann dir unter die Augen treten, ohne zu erröthen, du mußt wissen, daß meine Ehre, ob sie gleich in einer sehr grossen Gefahr schwebte, ihr doch nicht unterlegen hat. Ich will dir alles treulich erzählen, was zwischen Kope und mir vorgegangen ist, und du wirst sehn, daß ich anstatt wie du glaubst zu verrathen, die Tugend noch viel weiter getrieben habe, als Lukretia selbst. Du wirst dich, fuhr sie fort, noch des Abendessens erinnern, das uns der treulose Engelländer am Bort seines Schiffes gab. Indessen daß du mit ihm trankst, begab ich mich in ein kleines Zimmer, welches er, wie er sagte, für mich hatte zurecht machen lassen, und schlief dort ganz

ruhig, bis den andern Morgen, als ich aufwachte, und dich nicht an meiner Seite fand, stand ich sogleich auf um dich zu suchen: aber in diesem Augenblick trat Kope in mein Zimmer mit einem angenommenen traurigen Wesen. „Sie sehn einen Menschen vor sich," sagte er zu mir, „der vor Verzweiflung ausser sich ist. Es ist diese Nacht ein Unglück begegnet, worüber ich mich noch gar nicht trösten kann. Ihr Gemahl gieng in der Trunkenheit in einer gewissen Verrichtung auf das Verdeck, und ist von da ins Meer gefallen und ertrunken. Ich kann über diesen traurigen Vorfall noch gar nicht wieder zu mir selbst kommen."

So bald ich diese traurige Nachricht gehört hatte, so ertönte das Schif von meinen Klaggeschrey wieder; ich riß mir die Haare aus, und war wie verrückt. Während der Zeit spielte der Kapitän die Rolle eines Betrübten, er seufzte und liebäugelte dazwischen, und es schien, als wollte er sich völlig meinen Schmerz zu nutze machen. Zwey Tage hinter einander hatte er aber doch die Geduld meine Klagen anzuhören, und meine Thränen fliessen zu sehn, ohne mir etwas Tröstendes vorzusagen, im Gegentheil machte der Verräther meinen Schmerz nur noch mehr rege durch die Klagen und Vorwürfe die er sich machte, daß er dich zu dieser Schiffarth beredet hätte. Er klagte sich selbst als die Ursache deines Todes an, und hörte gar nicht auf sich deshalb Vorwürfe zu machen.

„Den dritten Tag darauf hielt er es nicht mehr für nöthig, sich zu verstellen. „Schöne Blandine!" sagte er mit einem schmeichelhaften Tone zu mir, „es ist allerdings sehr schmerzhaft das zu verliehren, was man liebt; inzwischen so sehr man auch Ursach haben mag einen solchen Verlust zu beklagen, so ist es gleichwohl besser, sich so viel als möglich darüber zu trösten, anstatt von gar keinem Troste hören zu wollen, und überhaupt darf sich eine Frau von Ihren Jahren den Tod ihres Mannes nicht so sehr zu Herzen nehmen. Jung und schön wie Sie sind, kann es Ihnen gar nicht an Freyern fehlen, ich fühle so gar einen Trieb Ihnen selbst einen vorzuschlagen. Ich bin es selbst, und ich bitte Sie mir den Vorzug zuzugestehn, wenn Ihnen anders meine Person nicht zuwider ist." „Ich dankte dem Kapitain für die Ehre, die er mir erzeigen wollte, und verwarf seinen Vorschlag, ohne mich lange zu besinnen; denn überdem daß seine Person gar nicht nach meinem Geschmack war, befand ich mich dazumal gerade in einer Stimmung, welche für einen Liebhaber eben nicht gar zu günstig war."

„Fünf oder sechs Tage gieng mein Liebhaber auf einen ziemlich höflichen Fuße mit mir um. Da er aber sah, daß das den längsten Weg nehmen hieß um

zu seinem Zwecke zu gelangen, so verwandelte er auf einmal seine Höflichkeit in die hitzigsten Angriffe, und ich hatte alle mögliche Standhaftigkeit nöthig, um seinen Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. Gemeiniglich vermehrt der Widerstand die Hitze solcher Herren, hier aber hatte er zum Glücke für mich, gerade die verkehrte Wirkung, er verminderte sie. Mein Kapitain gieng auf das schnelleste von der Liebe zur Verachtung über, er hörte auf mich zu quälen. „Für ein Kammermädchen bist du grausam genug," sagte er in einem verächtlichem Tone, „aber du kannst immer Muth fassen mein Kind, denn ich will einen Sieg, den ich verachte, nicht der Gewalt verdanken." Zu gleicher Zeit ließ er mich mit sammt meinen Habseligkeiten durch zwey Matrosen ans Land tragen, und befahl ihnen, mich bis auf das nächste Dorf zu begleiten, und dort zu verlassen. Die Matrosen befolgten den Befehl ihres Kapitains nicht eben auf die ehrlichste Weise. Sie brachten mich zwar auf ein Dorf, und ließen mich dorten sitzen, aber weil sie vermuthlich die Betrachtung angestellt haben mochten, daß sie mich vielleicht in ihrem Leben nicht wiedersehen würden, so nahmen sie den Koffer, worinnen unser ganzes Geld war, wieder mit."

„Zum Glück hatte ich noch ungefehr dreißig Pistolen in der Tasche, und einen großen Diamant am Finger. Mit solchen Mitteln findet man überall Beystand. Der Wirth und die Wirthin in dem Dorfe wo ich mich befand, nahmen Theil an meinem Schmerz. Ich hatte ihnen kaum meine Geschichte erzählt, so beklagten sie mich, boten mir ihre Dienste an, und verwünschten den Kapitain und seine Matrosen aus Herzensgrunde. Ich erfuhr itzt erst, daß ich mich in Molina einem Dorfe auf der Küste von Grenada befand. Der Wirth bot mir an, mich, wenn ich es verlangte, selbst nach Antequerra der nächsten Stadt zu begleiten. „Da wird er mir einen sehr großen Gefallen erweisen" sagte ich, „denn da ich gesonnen bin, mich bey Personen von Stande wieder in Dienste zu begeben, so kann ich vielleicht dort ankommen. „Ganz gewiß!" antwortete er, „Antequerra ist eine volkreiche Stadt, wo es besonders sehr viel Adel giebt. Ich hab dort selbst Bekanntschaften," setzte er hinzu, „ich kenne eine gute Frau, welche in dem Hause, wo ich sonst diente, Hofmeisterin war, ich will Sie zu ihr führen, und ich glaube gewiß, daß sie Ihnen sehr bald einen Platz verschaffen wird." Ich reiste also mit meinem Wirth nach Antequerra. So bald wir dort ankamen, so be-

suchte er seine alte Bekanntin. Er erzählte ihr mein Unglück, und sie wurd sehr davon gerührt. „Bringen Sie die unglückliche Frau zu mir," sagte sie zu ihm, „ich biete ihr meine Wohnung und meinen Tisch an, und nehme sie in meinen Schutz." Kurz diese Frau ließ sich mein Schicksal sehr angelegen seyn, und brachte mich bey der Donna Eleonora de Petrera in Dienste, mit welcher ich nach dem Tode ihres Vaters hieher nach Madrit zu ihrer Tante Donna Helena de Toralva, deren einzige Erbin sie ist, gekommen bin."

„Weiter habe ich dir nichts zu sagen," fuhr Blandine fort. „Ich habe dir von meiner Aufführung Rechenschaft abgelegt, und ich glaube, du wirst mit deiner Gattin zufrieden seyn." „Das bin ich vollkommen," schrie Doston, „denn da die Sachen so stehn, wie du mir alleweile gesagt hast, so thät ich sehr unrecht, wenn ichs nicht wäre. Wenn du mir meine Freymüthigkeit nicht übel nimmst, so muß ich dir sogar sagen, daß ich dich nicht einmal für so tugendhaft gehalten hätte: aber unter uns, die Delikatesse des Kapitains verwundert mich sehr, und mit deiner Erlaubniß, wenn deine Erzählung auch wahr ist, so ist sie doch im geringsten nicht wahrscheinlich." „Das muß ich dir einräumen," erwiderte Blandine, „ich bin

noch so mit einem blauen Auge durchgekommen." „Ja wahrhaftig, das bist du!" schrie Doston. „Es ist mir während deiner ganzen Erzählung immer eiskalt über den Rücken hinunter gelaufen, und ich glaube, es thut es noch; denn überdem, daß du mit dem Kapitain in sehr großer Gefahr warst, hattest du von den beyden Spitzbuben, welche dich nach Molina brachten, nicht weniger zu befürchten, und ich bin sehr froh darüber, daß sie nichts Schlimmers mit dir gemacht haben, als unser Geld gestohlen."

„Gut denn, meine liebe Frau!" fuhr er fort, „wir wollen nicht mehr davon reden. Wir finden uns jetzt, unsere Habseligkeiten ausgenommen in den nämlichen Umständen wieder, wie wir uns zu Kadix verließen: Wir wollen dem Himmel dafür danken. Was uns für den Verlust unsers Koffers trösten kann, ist, daß wir wahrscheinlicher Weise auf dem Wege sind, unser Glück wieder aufs neue zu machen. Der Graf von Gelves ist mit unermeßlichen Reichthümern aus Indien zurück gekommen, und man hat ihn zum Ober-Stallmeister ernannt. Don Cherubin mein voriger Herr ist Sekretair bey ihm, und ich bin wieder Kammerdiener bey Don Alexis geworden. Nach dem Maa-

ße als dieser junge Herr älter wird, bekommt er immer mehr und mehr Geld zu seinen kleinen Ausgaben, und da ich zu gleicher Zeit sein Kaßirer bin, so hoffe ich, daß mein Posten von Tage zu Tage einträglicher werden wird."

„Und ist Don Alexis immer noch so galant?" fragte Blandine. „Mehr als jemals," antwortete Doston. „Er ist eben itzt verliebt in ein Frauenzimmer, die er vor einigen Tagen, aus diesem Hause hat herauskommen sehn, und wo ich nicht irre, so ist dieses Frauenzimmer wohl gar deine Herrschaft Donna Eleonora." „Ja ja, ganz gewiß!" antwortete Blandine, denn sie hat mir gesagt, daß sie vor einigen Tagen, hier auf diesem Spatziergange ein Kavalier angeredt hätte, und daß sie sich ziemlich lange mit einander unterhalten hätten." „Nun?" fiel ihr Doston ins Wort, „schien sie dir mit dieser Unterhaltung zufrieden zu seyn?" „Ja, nicht so gar übel," erwiderte Blandine. „Es kommt noch wie ich glaube, auf ein paar solche Unterredungen an, und sie ist über und über verliebt in ihn, ich will dir noch mehr sagen. Es scheint mir so gar, daß sie das selber fühlt, und daß sie sich vor einer nochmaligen Zusammenkunft

fürchtet, denn sie hat seitdem noch keinen Fuß wieder vor die Gartenthüre gesetzt. Scheint dir das nicht ein gutes Zeichen?"

„Das ist ja eine fürtrefliche Neuigkeit für meinen Herrn," schrie Doston, „ich will sie ihm den Augenblick überbringen. Wie sehr wird er sich nicht darüber freun! Wir sehen uns wieder meine Liebe. Du must jetzt noch bey Eleonoren bleiben, das erfordert der Vortheil des Don Alexis. Unterstütze seine Sache so gut du kannst, denn wir müssen alles Mögliche thun, uns bey ihm in Gunst zu setzen." Nach dieser Unterredung, schieden diese zwey Gatten von einander, indem sie sich beyde gegenseitig versicherten, daß sie dem Schicksale alle die Streiche, die es ihnen bisher gespielt hätte, von Herzen verzeihn, und auch sogar dem letzten, daß es sie wieder zusammen brachte, nicht ausgenommen.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen. Blandine stellt ihrer Herrschaft ihren Mann vor. Sie unterhalten sich miteinander. Was Doston und seine Frau zum Behuf des jungen Grafen von Gelves für einen Entschluß fassen.

Ehe Doston zum Don Alexis gieng, kam er zu mir, um mir zu erzählen, daß er Blandinen wieder gefunden habe. „Nun, wohl!“ sagte er zu mir, nachdem er mir die ganze Unterredung, die er mit ihr hielt, wiederholt hatte, „was sagen Sie von dem allen, mein Herr? Halten Sie wohl das alles, was sie mir da vom Kapitain Kope erzählt hat, für wahr? Ich für meinen Theil muß Ihnen gestehn, daß ich von alledem kein Wort glaube.“

„Es ist wahr,“ antwortete ich, „man kann daran zweifeln, ohne eben für einen ungläubigen gehalten zu werden, inzwischen ist immer das Klügste, was ein Ehemann in dergleichen Fällen thun kann, daß er sich einbildet, seine Frau saget ihm die Wahrheit. Und das ist das Mittel, das ich ergreifen würde, wenn ich an deiner Stelle wäre, um mich zu beruhigen. „Aber mein Freund!“ fuhr ich fort, „Du hast ja in deiner Erzählung kein Wort von dem Kinde erwähnt, womit Blandine seit ihrer Abreise nieder gekommen seyn muß.“

muß." „Ach wahrhaftig! es ist gut, daß Sie mich daran erinnern," antwortete Doston. „Meine Frau hat vergessen mir davon Nachricht zu geben, und mir ist auch nicht einmal eingefallen, sie darnach zu fragen. So bald ich sie wieder sehe, so will ich mich doch nach diesem Kinde erkundigen, ob ihm gleich die Natur bey mir nur zur Hälfte das Wort redet."

„Wollen Sie mir wohl erlauben mein Herr!" fuhr Doston fort, „daß ich Sie jetzt verlasse, um zum Don Alexis zu gehen, welcher mich vermuthlich mit großer Ungeduld erwartet? Ich muß ihm eine Freude machen, und ihm das hinterbringen, was mir Blandine von seiner Geliebten gesagt hat." „O ja lauf!" sagte ich zu ihm: „wenn man einem Liebhaber von seiner Geliebten Nachricht bringen soll, so kann man ohnehin nicht geschwind genug seyn, und ich glaube mit deiner und deiner Frauen Beyhülfe wird Donna Eleonora sehr bald auf der Liste von Don Alexis Eroberungen prangen."

So bald Don Alexis seinen Vertrauten kommen sah, so eilte er geschwinde auf ihn zu. „Nun!" sagte er, „hast du entdeckt, wer die Personen sind, welche in dem Garten wohnen, aus dem ich meine Göttin herauskommen sah?" „O ja! Ich habe noch viel mehr

gethan," antwortete der Kammerdiener. „Ich habe so gar den Namen und Stand Ihrer Göttin erfahren. Sie heißt Donna Eleonora de Petrera, ist die Tochter eines Edelmanns aus Antequerra, und der Garten wo sie wohnt, gehört ihrer Tante, bey welcher sie sich seit ihres Vaters Tode aufhält." „Ey, da bist du ja in kurzer Zeit recht klug worden!" sagte der Graf. „Das sollte ich meynen," erwiderte Doston; „und noch habe ich Ihnen nicht einmal alles gesagt, was ich weiß: zum Beyspiel, daß Sie recht sehr nach der Donna Eleonora Geschmack sind.

„Ey, wie Teufel hast du denn so gar die Gesinnung der Dame erfahren können?" unterbrach ihn Don Alexis. „Wer hat dich davon so gut unterrichtet?" „das hat der Zufall gethan," antwortete Doston, „er hat mir überhaupt diesesmal mehr Dienste geleistet, als meine Klugheit: wenn ich anders das einen Dienst nennen kann, daß er mir ganz unvermutheter Weise meine Frau wieder gegeben hat." „Was sagst du?" erwiderte der junge Herr voller Verwunderung: „du hast Blandine wieder gefunden?" „Ja gnädger Herr. Der Himmel hat sie mir wiedergegeben, und so gar ohne daß ich ihn darum gebeten habe, und dieser Zufall ist glücklicher für Sie, als

Sie sich vielleicht vorstellen. Sie müssen wissen, daß Blandine Kammerfrau bey Eleonora ist." „Du entzückst mich!" rief Don Alexis voller Freude. „Auf diese Art ist ja Blandine am besten im Stande, meinen Wünschen Vorschub zu thun. Ich glaube wohl, sie wird mir den Gefallen thun, und Eleonoren ein Briefchen von mir überbringen?" „Ey dafür stehe ich Ihnen, daß sie das thut," antwortete der Kammerdiener, und noch vielmehr! Sie wird alles Mögliche anwenden, was nur immer in ihrer Gewalt steht, um Ihnen nützlich zu seyn."

Um die Gelegenheit zu nutzen, schrieb der junge Graf sogleich ein Billet, worinnen er Eleonoren die zärtlichste Liebeserklärung machte. Der Vertraute steckte es zu sich, und begab sich damit nach dem Spatziergange. Blandine erwartete ihn schon an der Gartenthür. „Meine Schöne!" sagte er in einem galanten und zärtlichem Tone zu ihr, „ehe wir von den Angelegenheiten unsers Herrn mit einander sprechen, so erlauben Sie mir vorher ein paar Wörtchen über unsere eigenen. Gestern als du mir deine Begebenheiten erzähltest, hast du von dem Kinde, mit welchem du, als wir von Mexiko reisten, schwanger giengst, nicht eine einzige Sylbe erwähnt, und doch möchte ich

wohl wissen, was aus dem kleinen Würmchen geworden ist?" „Ach!" antwortete sie seufzend, „das arme Mädchen starb in der Geburt, und ich würde vermuthlich ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn man sich meiner nicht so sorgfältig angenommen hätte; aber Donna Eleonora, welche mich ausserordentlich lieb gewonnen hatte, ließ sich meine Wartung und Pflegung ganz vorzüglich angelegen seyn. Ihr verdank ich das Leben, und werde ihr bis in den Tod dafür erkenntlich seyn."

„Und daran wirst du sehr wohl thun," erwiederte Doston. „Eine solche Herrschaft verdient schon, daß man sie liebt. Weiß sie schon, daß du deinen Mann wiedergefunden hast?" „Ich hab es ihr gesagt," erwiderte Blandine und sie hat mir erlaubt dich ihr vorzustellen; das will ich auch sogleich thun: komm und folge mir." Bey diesen Worten führte sie ihn in den Garten hinein, und zeigte ihm zwey Damen, welche dort spatziren giengen. „Dort geht Donna Eleonora und ihre Tante," sagte sie, „komm ich will ihnen sehen lassen, daß ich keinen ungestalten Kerl geheurathet habe."

Indem sie so redete, ergrif sie ihn bey der Hand und führte ihn zu den Damen hin. „Das ist der Mann, den ich für todt gehalten habe, meine Damen! und den ich so sehr beweinte. Betrachten Sie ihn

einmal und sagen Sie, ob er die Thränen werth ist, die er mir gekostet hat?" „Ganz gewiß!" antwortete Donna Helena, man beweint ja wohl schlechtere Männer." Bey diesen Worten machte Doston der Dame, welche sie ausgesprochen hatte, eine sehr tiefe Verbeugung, schlug die Augen nieder und schwieg stille. „Es ist ein Paar, das sich ganz für einander schickt," sagte Donna Eleonora, „es ist mir recht lieb, daß sie wieder zusammen gekommen sind." „Ihr seyd also beym Grafen von Gelves?" sagte Donna Helena zum Doston. „Ja gnädge Frau!" antwortete er, „ich habe die Ehre der erste Kammerdiener seines Sohns des Don Alexis zu seyn." „Und Ihr seyd vermuthlich mit eurem Dienste zufrieden?" fragte jene wieder." „Sehr zufrieden gnädge Frau," erwiderte er. „Mein Herr ist ein vollkommner Kavalier, ich kenne keinen einzigen Fehler an ihn; ob er gleich jung ist, so ist doch seine Aufführung untadelhaft; er lebt ordentlich und enthaltsam, ohne den Kato zu spielen, er ist lebhaft ohne unbesonnen zu seyn: kurz er ist ein wahres Muster für junge Herrn."

„Ueberdem," fuhr er fort, „wird er einst sehr beträchtliche Güter besitzen. Der Graf von Gelves sein Vater hat durch das Gouvernement in Neu-Spanien unermeßliche Reichthümer erworben. Glücklich

ist das Mädchen, welches seine Hand einst besitzen wird."

Indem Doston seinen Herrn auf so eine Art herausstrich, beobachtete der listige Vogel die Donna Eleonora sehr aufmerksam, und es schien ihm, als ob sie ihm mit vielem Vergnügen zuhörte, ob sie gleich sich Mühe gab so gleichgültig als möglich dabey auszusehn. Die Beobachtung feuerte ihn an, den Don Alexis noch mehr zu loben, und das Bild das er von ihm machte, war so ausserordentlich schmeichelhaft, daß Donna Helena sich nicht enthalten konnte zu sagen: „aber mein Freund! Ihr übertreibt es wohl auch ein wenig. Es ist ganz unmöglich, daß Don Alexis ganz so seyn kann, wie Ihr ihn uns da gebt." „Um Verzeihung, gnädge Frau!" erwiderte der Lobredner, „ich habe eher zu wenig als zu viel gesagt."

So weit waren sie in der Unterredung, als sie von einem Pagen unterbrochen wurden, welcher der Donna Helena ein Billet hinterbrachte. Sie las es, und weil es eine schleunige Antwort erforderte, so begab sie sich in das Haus, um sie zu schreiben. Donna Eleonora folgte ihr, und Blandine blieb also mit ihrem Manne alleine da. Sie sahen eine Zeitlang einander stillschweigend an, und brachen alsdenn in ein lautes Gelächter aus. „Ich muß gestehn," sagte

Blandine zu ihrem Manne, „daß du vortrefliche Gemälde machen kannst, nur Schade daß du deine Originale nicht triffst.“ „Es ist wahr,“ antwortete er, „ich habe dem Don Alexis ein wenig geschmeichelt, aber ich glaube nicht, daß das eine üble Wirkung gethan hat. Ich bin überzeugt, daß Donna Eleonora in diesem Augenblick, mehr als jemals für meinen Herrn eingenommen ist: denn ob du mir gleich nichts davon gesagt hast, so wollte ich doch schwören, daß sie es schon von dir erfahren hat, daß Don Alexis der Kavalier ist, der sich eines Morgens mit ihr, auf dem Spatziergange unterredet.“ „Das ist wahr,“ antwortete Blandine, „ich werde heute im Geheim einigemal vom Don Alexis mit ihr zu reden anfangen, und sehen wie sie gegen ihn gesinnt ist. Morgen sollst du alles wieder erfahren.“ „Sehr wohl!“ sagte Doston; „und wenn du die Dame zufälliger Weise in der Stimmung findest, einen Brief von meinem Herrn günstig aufnehmen zu können, so ist hier einer,“ setzte er hinzu, indem er ihr das Billet gab, „welcher eine Liebeserklärung enthält, die ganz gewiß wohl muß gerathen seyn, denn ich habe die Hand dabey im Spiele gehabt.“ Blandine nahm den Brief und trug ihm auf, er möchte seinem Herrn in ihrem Namen ihres besten Diensteifers bey ihrer Herrschaft versichern.

Hier trennten sich unsere beyden Ehegatten und versprachen einander, sich den folgenden Tag an dem nämlichen Orte wieder zu finden."

„Viktoria!" schrie Blandine, als sie Doston wiedersah, „ich habe mit Donna Eleonoren von deinem Herrn gesprochen, und ihr beynahe eben ein solches Bild gemacht, als du gestern. Anfänglich verstellte sie sich, und spielte die Gleichgültige, aber ich wußte sie so herum zu drehen, daß sie mir endlich ihre wahren Gesinnungen entdeckte. „Ja Blandine!" sagte sie zu mir, „ich gestehe dirs, ich liebe den Don Alexis, und von dem Augenblicke an, da ich ihn hier an der Gartenthüre gesprochen habe, bin ich beständig mit ihm beschäftiget gewesen, und das viele Gute, das ich von ihm höre, nimmt mich immer mehr und mehr zu seinem Vortheile ein."

„Und wie stehts mit dem Billet von meinem Herrn?" fragte Doston." Hat es Donna Eleonora gelesen?" „Mit der grösten Begierde von der Welt," antwortete Blandine, und wir haben es alle beyde bewundert, du hattest es mir wohl gesagt, daß du deine Hand dabey mit im Spiele hattest, ich hab es wohl gemerkt. Dieser Brief hat einen ausserordentlichen Eindruck auf meine Gebieterin gemacht." „Vivat!" schrie der Kammerdiener für Freuden ganz ausser sich.

„Die Sache geht fürtreflich; wir müssen fortfahren und den zwey Verliebten eine nächtliche Zusammenkunft veranstalten. Es ist nichts weiter nöthig als das, um ihre Liebe auf den höchsten Gipfel zu bringen. Berede Donna Eleonoren, daß sie diese Nacht hier im Garten spatzieren geht, ich werde den Don Alexis herbringen, sie werden einander hier sprechen, und alsdenn eifrig nach einer nähern Verbindung schmachten."

Elftes Kapitel.

Der junge Graf kommt mit Donna Eleonoren zusammen. Folgen von dieser Zusammenkunft. Der Graf von Gelves trägt seinem Sohne eine sehr vortheilhafte Parthie an. Die Verliebten haben noch eine Zusammenkunft. Blandine giebt einen guten Rath, welchen Don Alexis befolgt. Wer die Person war, die er heurathen sollte.

Blandine billigte den Vorschlag ihres Mannes und er wurde also ins Werk gesetzt. Der junge Graf von Gelves kam zwischen eilf und zwölf Uhr in Begleitung seines Vertrauten an die Gartenthüre, wo sie Donna Eleonora mit ihrer Kammerfrau sehr begierig erwarteten. Don Alexis redete seine Dame sehr ehrerbietig an. Sie empfieng ihn eben so, und nach einigen

allgemeinen Höflichkeitsbezeigungen fingen sie an im verliebten Tone mit einander zu reden. Als Doston und seine Frau sahen, daß ihre Unterhaltung zärtlich zu werden anfieng, so begaben sie sich auf die Seite um aus ihrer Seits mit einander von ihren kleinen Angelegenheiten zu sprechen.

Die Liebe, welche den Verliebten in der Entfernung die Stunden so gewaltig ausdehnt, macht im Gegentheil, daß sie ausserordentlich schnell verschwinden, so bald sie sich bey dem geliebten Gegenstande befinden. Es war schon heller lichter Tag, und noch dachten Don Alexis und seine Geliebte an kein Scheiden. Ihre Vertrauten mußten sie erst daran erinnern; ein Geschäft, welches Doston sehr gern über sich nahm, denn diesem war die Nacht nicht halb so kurz vorgekommen, als seinem Herrn. Endlich nahmen unsere beyden Verliebten Abschied von einander, indem sie sich auf die folgende Nacht wieder bestellten.

Diese Zusammenkunft brachte ihre Leidenschaft aufs höchste. So wie Don Alexis aus dem Garten heraustrat, fieng er an Eleonorens Reitze zu rühmen, und besonders ihren Verstand, und hörte den ganzen Morgen nicht auf davon zu reden. Den ganzen übrigen Tag beschäftigte ihm das Vergnügen, das er folgende Nacht geniessen sollte. Aber ehe er dieses Ver-

gnügens theilhaftig wurde, mußte er eine Unterredung aushalten, welche sehr wenig nach seinem Geschmacke war. Nach dem Abendessen rufte ihn der Graf sein Vater zu sich in sein Kabinet. Mein Sohn," sagte er zu ihm, indem er die Thüre abschloß, „ich habe eine Sache von der äussersten Wichtigkeit mit dir abzureden. Der Premierminister hat mir gesagt, um mir zu beweisen, wie aufrichtig er mein Freund sey, daß er es selbst über sich nehmen wolle, dich zu verheurathen"

Don Alexis wurde über diese Worte ausserordentlich bestürzt, und schwieg ganz betroffen still. „Wie?" fuhr der Vater fort, „fürchtest du dich etwan für den Heurathen? O wahrhaftig! wenn du die Person kenntest, die dir der Minister bestimmt, du würdest dich gar nicht weigern, sie zu deiner Gemahlin anzunehmen." „Gnädiger Herr!" fieng der junge Graf an, welcher sich von seiner Bestürzung allmälig wieder erholt hatte, „ich werde zwar Ihrem Willen beständig blindlings Folge leisten, aber erlauben Sie mir zu gestehn, daß ich gegen die Ehe einen ganz unüberwindlichen Widerwillen...."

„Du hintergehst mich," unterbrach ihm Seine Excellenz, „das ist Verstellung! Ich weiß wohl, was

dein Widerwille gegen die Heurath zu bedeuten hat; ganz gewiß ist dein Herz schon für einen andern Gegenstand eingenommen. Wer weis, was für eine Buhlerinn dich an sich gelockt hat, und nun suchst du eine Ehre darinnen ihr getreu zu bleiben."

„Nein gnädger Herr! ich brauche mich der Liebe, die ich fühle, nicht zu schämen. Ich liebe, ich leugne das nicht, aber der Gegenstand meiner Liebe ist von keiner so niedrigen Geburt, daß ich über die Gesinnungen, die er mir eingeflößt hat, erröthen müßte. Wenn Sie mirs erlauben, so will ich Ihnen ihre Familie nennen." „O das will ich dir schenken," unterbrach ihn der Graf, „ich bin gar nicht neugierig, die Dame deines Herzens näher kennen zu lernen, und ich befehle dir ein für allemal ihr auf immer zu entsagen. Ich will keine andere Schwiegertochter, als die, welche mir der Minister vorschlägt; und du must wissen, daß diese Person mit einer blühenden Jugend und glänzenden Schönheit eine vornehme Geburt und sehr beträchtliches Vermögen vereinigt. Geh und frage deinen gewesenen Hofmeister, den Don Cherubin de la Ronda um Rath, und ich bin überzeugt, daß sein Ausspruch mit meinen Gesinnungen vollkommen übereinstimmen wird.

Der junge Herr verließ seinen Vater augenblicklich ohne zu antworten; anstatt aber zu mir zu kommen, hielt er für rathsamer den Doston aufzusuchen; er gab ihm Nachricht von der Gewalt, welche sein Vater seinen Gesinnungen anthun wollte. „Nun mein lieber Freund!" sagte er zu seinen Vertrauten, nachdem er sich über diese Tyranney hinlänglich beschwert hatte, „was soll ich nun anfangen, um Eleonoren zu erhalten? Wie kann ich mich aus dieser Verlegenheit herausreissen?" „Gnädger Herr!" antwortere Doston, „die Sache ist wahrhaftig so leicht nicht, Ihr gnädger Herr Vater ist, wie Sie wissen, ganz teufelmässig starrköpfig, er hat sich einmal in dem Kopf gesetzt, daß Sie die Person heurathen sollen, welche ihm der Minister vorgeschlagen hat, und davon wird er keinen Pfennig herunterlassen. Inzwischen ist es jetzo noch zu zeitig zum Verzweifeln, wir müssen vorher List anwenden. Stellen Sie sich, als ob Sie in diese Heurath willigten, und ich will unterdessen ein Mittel aussinnen, wie wir sie auf eine schickliche Art hintertreiben können." „Ach Doston!" schrie Don Alexis, der durch diese Worte seine Hofnung wieder wachsen fühlte, wenn dir das gelänge, so würde mir nichts zu kostbar seyn, dir diesen Dienst zu belohnen und

dir meine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Jetzt komm!" fuhr er fort, „wir wollen an den bestimmten Ort eilen, dort will ich Eleonoren von dem Unglück, das uns droht, benachrichtigen, will ihr versichern, daß ich alles anwenden werde, um es abzuwenden und ihr aufs neue schwören, daß ich niemals einer andern als ihr angehören werde!"

Sie kehrten beyde nach den Garten zurück, wo sich Donna Eleonora mit ihrer Kammerfrau, über die guten Eigenschaften des Grafen unterhielten. Blandine, welche sich mehr als irgend jemand darauf verstand, erhob diesen jungen Herrn bis in die Wolken. Die Verliebten begaben sich in ein dunkles Kabinet, worinnen sie die vorige Nacht zugebracht hatten und Doston mit seiner Frau begaben sich an einen andern Ort. „Mein liebes Kind!" sagte dort Doston zur Blandine, „Gutes und Böses, Freude und Leid, wechseln nun einmal in diesem Leben ab. Gestern Abend, zum Beyspiel, kamen wir hieher hüpfend und fröhlich wie die Finken und heute kommen wir trauriger als die Nachteulen her." „Und was für eine Ursache zur Traurigkeit kannst du haben, sagte die Frau zu ihm. Solltest du etwas Böses erfahren haben?" „Das Schlimmste, das uns nur be-

gegnen kann," antwortete er; „man will Alexis und Eleonoren auf ewig von einander trennen." Zu gleicher Zeit erzählte er ihr, was sich zwischen dem Grafen von Gelves und seinem Sohne so eben zugetragen hatte.

Blandine wurde bey dieser Erzählung vom Schmerz durchdrungen. „Du hast wohl Recht," sagte sie zu ihrem Manne, „du hast wohl Recht dich darüber zu bekümmern: denn wahrhaftig, es kann nichts kränkenderes geben. Unglückliche Eleonore!" fuhr sie fort, „welch ein Donnerschlag für dich! Aber ist es denn etwas unmögliches, ihm auszuweichen? Sollte Doston, der so viele Geschicklichkeit und Verstand hat, sollte der keinen Versuch wagen wollen, um die beyden Verliebten vor dem grausamen Schicksale, das sie bedroht, zu beschützen?" „Ey freylich, wird er das," antwortete er. „Ich sinne eben auf ein Mittel ihm vorzubeugen; aber ich muß dir gestehn, es fällt mir kein einziger Gedanke ein, der mir Genüge thät." „Eben hab ich einen!" antwortete Blandine, „und ich glaube nicht, daß er zu verwerfen ist. Du weißt wie zärtlich die Gräfin ihren Sohn liebt. Glaubst du nicht, daß von dieser Seite etwas zu thun wäre?" Der Einfall ist wahrhaftig gut!" schrie Do-

ston, „ich werde gleich Morgen frühe zur Gräfin gehn, und sie um eine Privat Audienz bitten. Ich will ihr die Lage, worinne Don Alexis sich befindet, auf das rührendste schildern, und vielleicht bringe ich es bey ihr dahin, daß sie sich für unsre bedrängte Verliebten ins Mittel schlägt."

Indessen die Vertrauten so mit einander sprachen, schwuren sich unsere beyden Verliebten einander ewige Liebe zu, welche keine Zeit und kein Unfall jemals stöhren sollte; und in diesen Gesinnungen verliessen sie einander. Der junge Herr kehrte mit Doston in sein Hotel zurück und dieser entdeckte ihm unterwegs, daß er gesonnen sey einen Versuch zu machen, ob er die Gräfin seine Mutter dahin bringen könnte, sich ihrer Liebe anzunehmen. „Ich billige dein Vorhaben," antwortete der junge Graf, und um es zu unterstützen, will ich dich zu meiner Mutter begleiten. Ich will mich ihr zu Füssen werfen und ihre Knie umarmen, indeß daß du meine Sache führst, und ich bin überzeugt, daß wir sie gewinnen werden."

Der junge Graf und Doston sezten ihr Vorhaben gleich des andern Morgens früh ins Werk, und hier ist der Erfolg davon. Die Gräfin war an ihrem Nacht-

tisch

tisch. So bald sie ihren Sohn mit seinem Vertrauten ankommen sah, hieß sie ihre Weiber hinausgehen. „Mein Freund," sagte sie, indem sie den Doston anredete, „wie ist mein Sohn gesinnt? Sträubt er sich noch sein Schicksal mit dem Schicksal einer liebenswürdigen Person zu verbinden, welche ihm vom Premier-Minister vorgeschlagen wird?" „Gnädge Frau!" antwortete Doston, „mein Herr wird ihnen jederzeit den unumschränktesten Gehorsam widmen, und er ist bereit alles zu thun, was Sie ihm befehlen: aber so bald Sie ihm die Person, die man Ihnen vorgeschlagen hat, zu heurathen nöthigen, so können sie ganz gewiß glauben, daß Sie Ihren einzigen Sohn unglücklich machen." „Ja, meine Mutter!" sagte Don Alexis, indem er sich ihr zu Füssen warf und eine ihrer Hände küßte: „Doston sagt Ihnen die Wahrheit; wenn Sie mich wider meinen Willen zu einer Verbindung nöthigen, so ist mein Tod gewiß." „Das ist doch sonderbar!" schrie die Gräfin. „Ist es möglich, daß man sich so sehr gegen eine Person kann einnehmen lassen, die man niemals gesehn hat. Warte doch erst, bis du die vorgeschlagene Dame hast kennen gelernt; und wenn du sie nicht nach deinem Geschmacke findest, so wird

deine Mutter die Erste seyn, die sich einer Verbindung widersetzt, welche dich um deine Ruhe bringen kann; obgleich sonst bey Unsersgleichen die Figur und das Ansehn der Braut bey einer Heurath eben keine wesentlichen Stücke sind. Wenn ich indessen der Schilderung, die man mir von dieser Dame gemacht hat, glauben darf, so muß sie eine Schönheit seyn." „Und wenn sie auch noch schöner wäre, als Venus selbst," sagte Doston, „so erzeigen Sie uns die Gnade und sagen Sie uns kein Wort mehr von ihr. Der kleine Amor ist dem Minister schon zuvorgekommen, indem er uns eine Person in den Weg gestellt hat, die eine Art von Göttin ist, und von der wir über und über bezaubert sind.

„Nun das muß doch wahrhaftig eine ausserordentliche Schönheit seyn," erwiderte die Gräfin, „weil sie einen solchen Eindruck auf euch gemacht hat. Und wie entspricht ihre Geburt ihren Reitzen? Denn ich fürchte, daß sie vielleicht Ursache hat, sich von dieser Seite über das Schicksal zu beschweren." „O nein, gnädge Frau!" erwiderte Doston, „es ist eine Dame von Stande, Donna Elonora de Petrera, ist die Tochter eines Edelmanns aus Antequerra und was noch mehr

ist, sie ist die Nichte der Donna Helena de Toralva."

Bey diesen letzten Worten brach die Gräfin in ein so grosses Gelächter aus, daß sie ihren Sohn und Doston ganz aus ihrer Fassung brachte. „Gnädge Frau!" sagte Don Alexis bestürzt zu ihr, „darf ich nach der Ursache dieses Gelächters fragen? Sollten sie vielleicht in Dostons Bericht von Donna Eleonorens Geburt ein Mißtrauen setzen?" „Laß mich doch nur lachen," sagte die Gräfin, bey diesen Worten fieng sie noch ausgelaßner an zu lachen und Don Alexis und sein Vertrauter, welche gar nicht wußten, wie sie mit ihr daran waren, sahen sich beyde stillschweigend an.

Endlich faßte sie sich und wurde wieder ernsthaft. „Don Alexis!" sagte sie zu ihrem Sohne. „Du brauchst dich nicht zu ängstigen, es wird dich kein Mensch zwingen deiner lieben Donna Eleonora zu entsagen, weil sie die nämliche Person ist, die der Premierminister dir zur Gemahlin bestimmt. Donna Helena de Toralva ist mit der Herzogin von Olivares verwandt, und diese beyden Damen sind es, welche deinem Vater diese Heurath durch den Herzog haben vorschlagen lassen. Hatte ich nun nicht Ursache zu lachen, und findest du nicht selbst den Vorfall äuserst komisch? Bey

diesen Worten wiederholte sie ihr Gelächter und Don Alexis, welcher nunmehr nebst seinem Vertrauten völlig im Klaren war, lachte von ganzem Herzen mit. Sie beurlaubten sich voller Freuden und begaben sich geschwind zur Donna Helena, wo sie alles sehr lustig und guten Muths antrafen, weil das Gerücht von Don Alexis und Donna Eleonorens Vermählung sich schon überall verbreitet hatte; und nicht lange hernach wurde diese Vermählung mit grossem Pomp vollzogen.

Zwölftes Kapitel.

Was nach der Vermählung des Don Alexis weiter vorging. Doston reist nach Alkaraz und bringt bey seiner Zurückkunft sehr schmeichelhafte Nachrichten von Don Manuel mit

Donna Helena, bey welcher dieses Vermählungsfest war gefeyert worden, liebte ihre Nichte so zärtlich wie ihre einzige Tochter, und wollte auf keine Art darein willigen sie jemals von sich zu lassen. Sie räumte also dem jungen Ehepaar die eine Hälfte ihres Hotels ein. Don Alexis erste Sorge war dem Doston die Mühe zu belohnen, welche er sich hatte kosten las-

sen zum Glück seines Herrn etwas beyzutragen Er schenkte ihm nicht nur dreyhundert Pistolen, sondern ernannte ihn auch zu seinem Haushofmeister: ein Posten, welcher in der Zukunft beträchtlicher werden konnte, als er damals war. Leonore war nicht weniger erkenntlich gegen Blandinen und wirklich war diese Frau ihrer Gebieterin so ausserordentlich zugethan, daß ich zweifle, ob es jemals eine Kammerfrau gegeben hat, welche ihre Herrschaft mehr liebte.

Doston kam an einem Morgen zu mir. „Don Cherubin!" sagte er zu mir, „ich komme um Abschied von Ihnen zu nehmen und mich zu erkundigen, ob Sie etwas nach Alkaraz zu bestellen haben. Ich reise übermorgen dahin, denn ich habe ein ausserordentliches Verlangen meine Eltern wieder zu sehn. Don Alexis hat mir zu dieser Reise auf zwey Monat Urlaub gegeben." „Lieber Freund! sagte ich zu ihm, „dein Verlangen ist äusserst löblich, und es ist billig, daß du es befriedigest; aber kehre ja sobald, als es dir möglich ist, wieder nach Madrit zurück. Du weißt, wie unbeständig die grossen Herrn sind: kommst du mir aus den Augen, so kommst du mir aus dem Sinn, so heißt es bey ihnen sehr oft, und wenn du lange wegbliebst, so könntest du leicht deinen Posten verliehren,

durch den du wahrscheinlicher Weise ein sehr grosses Glück machen kannst." „O befürchten Sie nicht, daß ich mich lange bey meinen Freunden aufhalten werde" sagte Doston. „Ich bin schon so sehr von der Hofluft angesteckt, daß ich es nicht lange in der Provinz aushalten werde." „Und mit welcher Gelegenheit wirst du dahin reisen?" „fragte ich." „Auf einem der besten Pferde aus unsern Ställen," antwortete er, „begleitet von einem von unsern Bedienten in der Liverey des Grafen: denn ein Haushofmeister aus einem solchen Hause darf ja wohl keine so schlechte Figur machen." Und in der That reiste Doston zwey Tage nachher auf einem prächtigen Pferde und mit einem Bedienten in der glänzendsten Liverey ab.

Während seiner Abwesenheit giengen in dem Hause des Grafen von Gelves sehr glückliche Veränderungen vor. Don Alexis, welcher es sich sehr angelegen hatte seyn lassen dem Herzog von Olivares beständig den Hof zu machen, hatte das Glück diesem Minister so sehr zu gefallen, daß er durch seinem Vorschub Kammerherr wurde; und das war der deutlichste Beweis, wie viel Freundschaft der Herzog für ihn hatte; denn seine Excellenz konnte schlechterdings um die Person des Königs niemand dulden als Leute, auf de=

ren Treue er sich ganz sicher verlassen konnte. Doch das war noch nicht alles. Donna Eleonora wurde zu gleicher Zeit auf die Empfehlung der Herzogin, welche *) Camarera Mayor war, Hofdame bey der Königin.

Die Ungeduld, welche Doston hatte, mir bey seiner Zurückkunft von seiner Reise Rechenschaft abzulegen, erlaubte ihm nicht sich erst bey seiner Frau oder bey Don Alexis zu melden. Er kam sogleich zu mir gelaufen, mit eine Schnelligkeit, welche mir vollkommen bewies, wie sehr er mich liebte. Ich sah ihn nicht ohne Bewegung in mein Zimmer treten und weil ich nicht wußte, was die Eil, mit der er es that, zu bedeuten hätte, so fragte ich ihn zitternd; ob er mir erfreuliche und traurige Botschaft brächte? „Lauter gute Nachrichten," antwortete er mir. „Don Manuel und Don Gregorio sind nebst ihren Gemahlinnen vollkommen gesund. Diese Damen, welche noch immer sehr liebenswürdig sind, haben die Familie unter unserer Abwesenheit sehr stark vermehrt. Ihre Schwester hat nunmehro nebst dem Franzillo und ihren Töchtern noch einen Sohn, und ihre gute Freundin hat ausser dem Knaben, den sie schon bey

*) Ober-Kammerfrau. A. d. U.

unserer Abreise hätte, innerhalb weniger als zwanzig Monaten ihrem Gemal noch zwey Söhne gegeben. Alle diese Kinder befinden sich wohl und sind ausserordentlich artig. Ihre Tochter insonderheit ist so schön wie der Tag."

„Alles das, was du mir da sagst, freut mich ganz ausserordentlich!" antwortete ich. „Aber sage mir, wie betrugen sich meine Schwäger, als du ihnen meine Begebenheiten erzähltest? Schienen sie an meinem Schicksal viel Antheil zu nehmen?" „Ganz gewiß," erwiederte Doston, „die Fragen die sie an mich thaten, hatten gar kein Ende, und ich habe nicht wenig zu thun gehabt, ihre Neugier zu befriedigen; besonders als ich ihnen erzählte, wie wir den Monchique angetroffen und von ihm die Verführungsgeschichte der Donna Paula erfahren hatten, so fingen meine Zuhörer an in Thränen zu zerschmelzen. Die Damen besonders hörten gar nicht auf zu wehklagen und zu jammern, als sie ihre Gemahlin so vollkommen gerechtfertiget sahen. Hierauf befragten sie mich wegen der Donna Bianka; sie erkundigten sich, was sie für einen Charakter hätte, und aus den Antworten, die ich ihnen gab, hatten sie, glaub ich, alle Ursach zu schliessen, daß unter den vielen Wohlthaten, die sie

von dem Don Juan erhalten haben, Donna Bianka nicht die unbeträchtlichste wäre."

Doston stellte mir hierauf die Briefe zu, die ihm meine Schwäger für mich mit gegeben hatten, und ich gab ihm von den neuen Beförderungen, die unter seiner Abwesenheit in dem gräflichen Hause vorgefallen waren, Nachricht. „Wohl!" sagte er, als er hörte, daß Donna Eleonora Hofdame bey der Königin geworden sey, „mit der Manier ist meine Frau an den Hof gekommen, und ich werde nun wohl für immer zu Madrit bleiben." „Nun das wünsche ich" sagte ich, daß dir nur nicht die Lust dein Vaterland zu sehn, einen Streich spielt!" „O nein!" antwortete er, „ich habe ihm ein ewiges Lebewohl gesagt. Sie wissen, daß ich blos in der Absicht dahin reiste meine Eltern zu sehn. Diese habe ich beyde todt und begraben gefunden. Ich weinte eine Thräne auf ihr Grab, wie es die Schuldigkeit eines wohlgezogenen Sohnes erfordert und nun werde ich wohl schwerlich in meinem Leben wieder hinkommen.

Dreyzehntes Kapitel.

Eine geheime und sonderbare Unterredung, welche Don Cherubin eines Tages mit dem Grafen von Gelves hatte. Beschreibung des Einzugs, den der Herzog von Osona zu Madrit hielt.

Obgleich der Graf von Gelves, wie ich schon gesagt habe, unermeßliche Reichthümer aus Indien mit gebracht hatte, so stellte er sich doch theils aus Geiz und theils Politik als ob er es gar nicht gemacht hatte, wie andere Vicekönige, welche aus ihren Gouvernements zurückkommen. Wenn er auf der Straße gieng, ließ er sich nur von wenigen Bedienten begleiten und er stellete seine Besuche in einem Aufzuge ab, den jedermann für einen Statthalter von Mexiko viel zu bescheiden fand. Die Geschenke, welche er dem Könige und dem Prinzen machte, sind kaum der Mühe werth zu erwähnen, denn sie bestanden blos in einigen Federarbeiten und andern Kleinigkeiten von gleichem Werthe: kurz unter allen seinen Tugenden kam seine Prachtliebe am wenigsten in Anschlag.

Dieser Herr, welcher wohl wußte, was man von ihm urtheilte, sagte eines Tags zu mir: Ich will lieber, daß man mich für einen Geitzhals hält, als mich durch eine überflüßige Pracht, welche nur Neid und Aufsehn erregt, zu Grunde richten. Das Beyspiel des Herzogs von Osona, welcher im Gefängnisse ge-

storben ist, sollte allen Vicekönigen eine Warnung seyn. Dieser grosse Mann würde vielleicht noch leben, wenn er nicht die Thorheit begangen hätte, seinen Einzug in Madrit mit einer Pracht zu halten, welche sich eher für einen souverainen Herrn schickte, als für einen Statthalter, den man zurück berufen hatte um ihn zur Rechenschaft über seine Stelle zu fordern. Er hätte besser gethan, wenn er dem Hofe minder prächtige Geschenke gemacht und den Augen seiner Feinde und Neider seine Reichthümer nicht zur Schau ausgestellt hätte. Sie haben vielleicht von diesem prächtigen Einzuge noch nichts gehört, ich will Ihnen also eine Beschreibung davon machen, damit Sie im Stande sind auf den Uebermuth und Stolz dieses Mannes zu schliessen."

„Vier Trompeter mit zwölf Mann von der Neapolitanischen und zwölf andere von der Sicilianischen Leibwache führten den Zug an. Der Haushofmeister zu Pferde und vier und zwanzig Maulthiere mit gestickten Decken von zwanzig Stallknechten geführt giengen vor drey Sänften und drey prächtigen Staatswagen der Herzogin von Osona her: dem ihr und ihres Sohnes Haushofmeister mit dem Handpferd, welche zwanzig Stallknechte führten, folgten. Nach ihnen kam der Obrist-Hofmeister des Herzogs begleitet von zwölf Pagen zu Pferde in spanischer und zwölf Hellebardirern in italienischer Kleidung. Hierauf kam Don

Juan Delles an der Spitze von dreissig spanischen, neapolitanischen und sicilianischen Edelleuten, alle in reicher ungerischer Kleidung und prächtig beritten. Hierauf erschien der Herzog selbst in ähnlicher Kleidung mit Donna Isabella de Sandoval seiner Schwiegertochter in einem Wagen, dessen Pracht alle Beschreibung übertrift, mit vier Bedienten an jener Seite; und zwanzig Hellebardirer unter der Begleitung von dreyßig Wagen, worinnen ihre Freunde und Bekannte sassen, sechs Reservewagen ungerechnet. Ein Schwall von Offiziers, Pagen und Türkensklaven beschlossen diesen thörigten Einzug."

„Der Zulauf des Volks," fuhr der Graf von Gelves fort," welches sich von allen Seiten herbeydrängte um ein so ungewöhnliches Schauspiel mit anzusehn, war ganz ausserordentlich, und Sie können leicht glauben, daß dieser Einzug die Anzahl der Feinde, die der Herzog ohnedem schon hatte, nicht eben verringerte. Ueberdem begieng er noch die Unbesonnenheit und stellte die Schätze und Reichthümer, welche er aus Italien mitgebracht hatte, ganzer vierzehn Tage hindurch öffentlich in seinem Hotel zur Schaue aus, denn er machte sich ein Vergnügen daraus, sie den Spaniern als eine Beute, die er den Türken abgenommen hatte, zu zeigen und als Denkmäler der Siege, die er über die Ungläubigen erfochten hatte. Ich glaube also, ich habe klug gehandelt, daß ichs nicht

auch so gemacht habe, wie er, besonders da ich aus einer Statthalterschaft komme, wo mich ohnehin alle Welt in dem Verdachte hat, als hätte ich unermeßliche Reichthümer zusammengescharrt. Durch meinem bescheidenen Einzug hier hab ich den Neid entwaffnet, den ich durch Pracht und Aufwand ganz gewiß nur noch mehr erbittert hätte.

Vierzehntes Kapitel.

Don Manuel kommt nach Madrit. Wie sehr sich Don Cherubin und er freuen sich wieder zu sehn, und was sie für Maasregeln nehmen, einander nie wieder zu verlassen.

Ohngefähr acht Tage nach der Zurückkunft Dostons von Alkaraz saß ich eines Morgens in meinem Kabinet und arbeitete, als man auf einmal den Don Manuel bey mir anmeldete. Ich sprang auf, wir flogen einander in die Arme und wir konnten eine Zeitlang mehr durch Thränen als Worte einander die Freude bezeigen die wir empfanden uns einander wieder zu sehn. Das Andenken der Donna Paula wurde auf einmal wieder lebhaft in uns und wir konnten dieser unschuldigen Ehebrecherin, ohnerachtet des Kummers, den sie uns beyden verursacht hatte, unsere Thränen nicht versagen. Wir giengen aber bald

vom Schmerz zur Freude über und fiengen an, uns von unserer Familie zu unterhalten. „Wir haben liebenswürdige Kinder" sagte Don Manuel zu mir. „Dosion wird ihnen schon gesagt haben, daß Donna Theresia ihre Tochter, allerliebst worden ist, und Don Ignatio mein Sohn ist auch ein ganz hübscher Junge. Ihr Neffe der ehemalige Franzillo, welcher itzo Don Franzisko de Clevilent heißt, ist ein liebenswürdiger Kavalier worden, welcher völlig geschickt ist dem Könige Dienste zu leisten."

„Da wir mit den Kindern nun fertig sind," fuhr Don Manuel fort, „so wollen wir von den Müttern reden. Ismene und Franziska sind immer noch zwey hübsche Weiber. Ich bin mehr als jemals verliebt in die eine und Don Gregorio ist der andern mit einer Leidenschaft zugethan, deren Lebhaftigkeit von Tage zuzunehmen scheint." „Sie entzücken mich lieber Freund!" unterbrach ich ihn, „Ihr lebt also immernoch alle vier in der süssesten Eintracht. O daß es mir vergönt wäre beständig um Euch zu seyn!" „Und was verhindert Sie daran," fragte Petrilla. „Sind Sie nicht ihr eigner Herr?" „Nein!" antwortete ich. „Der Graf von Gelves will meinen Schwiegervater nicht von sich lassen, und dieser hat so viel Gefälligkeit für ihn, ihm das Verlangen, von seinen mühsamen Arbeiten, endlich einmal auszuruhen, aufzuopfern. Was mich betrift, so fesselt mich die Erkennt-

lichkeit und Freundschaft so sehr an den Salzedo, daß ich es für meine Pflicht halte, ihn niemals zu verlassen." „An diesen Gesinnungen erkenne ich Sie," antwortete Don Manuel, „also habe ich und unsere Damen uns vergebens geschmeichelt Sie nebst Ihrer lieben Gemahlin um uns zu haben?" „Ich habe gar keinen grössern Wunsch!" antwortete ich, „aber Sie sehen wohl, was mich daran verhindert." „Nun wohl" erwiderte Don Manuel, nachdem er eine Weile nachgesonnen hatte, „weil ich Sie nicht von Madrit wegbringen kann, so will ich suchen unsere Damen zu bereden, daß sie mit uns hierherkommen. Ich will ihnen den Vorschlag thun, und ich denke, sie werden sich ganz willig da zu finden lassen."

„Ihr Einfall hat meinen völligen Beyfall," sagte ich, „und ich wünsche nur, daß die Frauenzimmer ihre Einwilligung geben. Wenn Sie beredt genug darzu sind, so nehme ich es auf mich ein Hotel zu kaufen, das groß genug seyn soll unsere ganze Familie zu fassen. Ich bin im Stande das zu thun, und die Kosten unsers ganzen Hauswesens zu bestreiten. Kehren Sie also je eher je lieber nach Alkaraz zurück, suchen Sie die Damen zu bereden und bringen Sie sie her. Ich stehe Ihnen dafür, wir wollen in unserm Hotel leben, wie im Paradies, Freude und Vergnügen soll bey uns herrschen."

Don Manuel, welcher voller Ungeduld war, diese glückliche Zeit, so schleunig als möglich herannahen zu sehn, eilte nach Alkaraz zurück. Noch vor seiner Abreise aber stellte ich ihm meinem Schwiegervater vor, welcher ihn so freundschaftlich aufnahm, daß er ganz davon bezaubert wurde. Nicht weniger zufrieden war er über die Art, wie ihn meine Gemahlin aufnahm. Denn weil ihn diese für meinen besten Freund hielt, so erzeigte sie ihm alle mögliche Höflichkeiten. „Wahrhaftig Don Cherubin!" sagte er bey seiner Abreise zu mir, „ich freue mich über Ihr Glück, Sie sind in eine sehr liebenswürdige Familie gekommen. Sie haben eine Frau, die Ihrer ganzen Zärtlichkeit werth ist, und einen Schwiegervater, der alle die Achtung verdient, die Sie für ihn hegen. Ich werde von diesen zwey Personen, meinem Schwager und unsern Damen so vortheilhafte Schilderungen machen, daß sie gewiß schon dadurch sollen bewogen werden in unsern Vorschlag ihre Einwilligung zu geben.

Funfzehntes Kapitel.

Warum vorerwehntes Projekt nicht ausgeführt werden konnte. Don Juan de Salzedo wird Korregidor in Alkaraz.

Ich hofte, oder vielmehr ich zweifelte gar nicht daran, daß Don Manuel unsere Damen ganz gewiß zur Einwilligung in unsern Vorschlag bereden würde, und in dieser Hofnung gab ich mir alle Mühe ein schönes geräumiges Hotel zum Kaufe zu suchen; inzwischen hätte ich mir diese Mühe sehr gut erspahren können; denn sie wurde, wie man bald sehen wird, völlig unnütze. Als der Graf von Gelves eines Tages vom Premier=Minister zurück kam, schloß er sich mit Salzedo in sein Kabinet ein. „Don Juan!" sagte er zu ihm, „Sie werden sich über das wundern, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich komme eben vom Herzog, mit welchem ich von ihnen gesprochen habe. „Graf!" sagte er zu mir, „sie haben einen Mann bey sich, den ich nicht leiden kann, ich meyne den Don Juan de Salzedo. Er war als Sekretair beym Herzog von Lerma und nachher beym Herzog von Uzeda: kurz es ist eine Kreatur aus dem Hause Santoval. Mehr glaub ich, brauch ich ihnen nicht zu sagen, um Sie dahin zu bringen, ihn abzuschaffen: da ich aber weiß, wie lieb Sie ihn haben, und daß er wirklich um den

Staat Verdienste hat, so ernennt ihn der König zum Korregidor von Alkaraz in Neu-Kastilien."

„Sie kennen diesen Minister," fuhr der Ober-Stallmeister fort. „Sie wissen, daß er voller Eigensinn ist, und daß er, wenn er einmal was verlangt, steif und fest auf seinem Sinne beharrt. Wenn ich blos meine Freundschaft gegen Sie zu Rathe zög und seinen Willen zu thun mich weigerte, so würde ich ganz gewiß auf ewig mit ihm zerfallen und dieses könnte sehr leicht schlimme Folgen für mich haben, denn es ist äusserst kützlich einen Minister zum Feinde zu haben, der die Monarchie und den Monarchen unumschränkt beherrscht."

„Es thut mir zwar leid Sie zu verliehren," fuhr er fort, „aber Sie sehn wohl, wir müssen uns trennen." „Gnädger Herr!" sagte Salzedo, „ich habe nicht das geringste hierauf zu antworten. Es wäre nicht der Mühe werth, wenn Sie, um einer solchen Kleinigkeit willen mit einem so grossen Manne zerfielen. Was die Stelle betrift, womit man mich beehren will, so kann ich ihrer wie jeder andern, ganz füglich entbehren, denn ich befinde mich, Dank sey es Ihrer Gnade, in einem Zustande, welcher mir nichts zu wünschen übrig läßt; inzwischen hab ich doch meine Ursachen sie nicht auszuschlagen. Mein Schwiegersohn ist in Alkaraz sehr wohl bekannt, er hat seine Familie und

Freunde dorten, welche gewiß alles Mögliche thun werden, mir den dasigen Aufenthalt angenehm zu machen. Weil ich mich einmal von Madrit und Ihrer Excellenz trennen muß, so ist es doch noch ein Trost für mich, daß man mich gerade in die Gegend Spaniens schickt, die ich ohnedem zu meinem beständigen Aufenthalte würde gewählt haben." „Nun das ist mir lieb," erwiderte der „Graf; bey der Kränkung, Sie künftig nicht mehr um mich zu haben, wird es mir doch eine Beruhigung seyn Sie glücklich zu wissen."

Nach dieser Unterredung kam Don Juan zu mir, erzählte mir den Inhalt derselben und fragte mich, was ich davon dächte? „Ich denke," antwortete ich, „daß sich der Graf von Herzen fürchtet, die Gnade des Ministers zu verliehren, und daß er ein Mann ist, der im Stande war, dieser Furcht alles aufzuopfern. Inzwischen glaube ich, dürfen wir uns diesen Vorfall nicht verdrüssen lassen. Schon seit langer Zeit verknüpft uns die Höflichkeit mit diesem Herrn, und da er uns itzt selbst die Gelegenheit an die Hand giebt, ihn mit Ehren verlassen zu können, so wollen wir sie uns zu Nutze machen. Lassen Sie uns nach Alkaraz eilen zu meinen Schwägern. Sie und ihre Gemahlinnen werden sich ganz gewiß sehr freuen, ihren kleinen Cirkel durch uns vergrößert zu sehn. Ich werde, wenn Sie wollen, sogleich einen Expressen an

Don Manuel abschicken und ihnen von dem Vorfall Nachricht geben. Er wird sich sehr darüber freuen, denn Sie können versichert seyn, daß er sich gewiß lieber zu unsrer Aufnahme vorbereiten wird, als zu seiner Reise nach Madrit.

Mein Schwiegervater gab seine Einwilligung dazu, und ich schickte sogleich einen Kurir an Don Manuel ab, um ihm unsere bevorstehende Ankunft zu melden.

Sechzehntes Kapitel.

Don Juan de Salzedo reist mit seiner Tochter und Don Cherubin nach Alkaraz ab. Beschluß der Geschichte des Baccalaureus von Salamanka.

Nachdem Don Juan de Salzedo dem Minister für seine Beförderung Dank abgestattet und seinen Eid abgelegt hatte, machten wir Anstalten zu unserer Abreise, welche uns eben nicht viele Zeit kostete. Unser Auszug aus Madrit, war zwar nicht gerade so prächtig als der Einzug des Herzogs von Osona, inzwischen hatte er doch ein kleines Ansehn von Wohlstand und Ueberfluß, das uns Ehre machte. Drey Sänften, wovon die eine mit dem Herrn Korregidor gefüllt war, lena ipso, die andere von meiner Gemahlin und mir,

und die dritte von zwey Kammerfrauen, wurden von zwölf Maulthieren begleitet, die mit unsern Habseligkeiten beladen, und mit helltönenden Glocken geziert waren; hierzu kamen noch fünf bis sechs Bediente, welche eben so viel schöne Pferde ritten, die uns der Ober-Stallmeister geschenkt hatte: kurz unser Aufzug glich dem eines Vicekönigs, welcher seinen Posten in Besitz nehmen will.

Wir begaben uns in kleinen Tagereisen nach Cuenza, wo uns Don Manuel schon seit zwey Tagen erwartete. Nach tausend gegenseitigen Umarmungen erzählte er uns, daß er sogleich nach Empfang meines Briefs von Alkaraz nach Cuenza uns entgegen gereist wäre, um uns von da nach Bonillo einem Gute, welches ihm zugehörte, zu führen, wo uns Don Gregorio mit den beyden Damen erwartete. Um je eher je lieber dahin zu kommen, beschleunigten wir unsere Abreise und eilten meinem Schwager nebst denen Frauenzimmern in die Arme, welche uns mit der äussersten Ungeduld entgegen sahen. Was wurden da nicht für Umarmungen und Komplimente verschwendet! „Don Salzedo!" sagte meine Schwester, „wie froh bin ich einen Kavalier zu sehn, dem mein Bruder so viel zu verdanken hat! Was ich Ihnen aber unter allen ihm erzeigten Wohlthaten für die höchste anrechne, ist, daß Sie ihm ihre liebenswürdige Tochter gegeben ha-

ben." Bey diesen Worten schlug sie den Arm um Bianka's Hals und drückte sie zu wiederholten malen an ihre Brust. Ismene machte meiner Gemahlin auch sehr viele Liebkosungen und diese, um den beyden Damen nichts schuldig zu bleiben, gab ihnen Kuß für Kuß wieder.

Don Gregorio, Don Manuel, Salzedo und ich, spielten fast die nämliche Scene: kurz, wir hatten alle eine Stunde lang eine verwirrte, abgebrochne Unterhaltung, welche mit Umarmungen reichlich vermischt war.

Hierauf wurden wir wieder ernsthaft und der neue Herr Korregidor hatte alle Ursache mit den Schmeicheleyen zufrieden zu seyn, die ihm von allen Seiten gemacht wurden. Er sagte mir auch, als wir allein waren, daß ihm meine Schwäger ausserordentlich wohlgefielen, besonders aber ihre Weiber, welche ihm, wie er sich auszudrücken beliebte, den völligen Anstand von Prinzessinnen zu haben schienen. Ich lachte bey mir selbst über diesen Einfall, oder vielmehr über den, den ich dabey hatte, denn ich dachte in diesem Augenblikke an die Quellen, woraus sie diesen Anstand geschöpft hatten. Wir ruhten einige Tage in Bonillo aus und begaben uns hierauf nach Alkaraz, welches nur fünf oder sechs Meilen davon entfernt ist.

Unser Aufzug machte unter der Bürgerschaft in Alkaraz vielen Lärm, „das ist nicht mehr unser voriger verstorbner armer Korregidor Don Martin Chinchillo," sagte der Eine, „dessen ganze Equipage, blos in zwey alten Maulthieren bestand." „Nein! wahrhaftig," sagte der andere, „das ist kein Korregidor, wie sie gewöhnlich sind, das ist ein Vicekönig." Das Volk, welches unter dem Gewehr stand, um seine neue Obrigkeit desto ehrenvoller zu empfangen, gab eine dreymalige Salve aus dem kleinen Gewehr. Wir stiegen in Don Manuels Hotel ab, und kaum hatten wir dort Posto gefaßt, so kamen die Superiors von allen Klöstern um meinen Schwiegervater mit lateinischen Reden zu bekomplimentiren und dieser, um ihnen zu zeigen, daß sie sich nicht falsch addressirt hätten, antwortete jedem ins besondere in der nämlichen Sprache, und das brachte den Zuhörern keine schlechte Meynung von ihm bey. Nachdem die Mönche weg waren, kam der Adel um ihn zu begrüssen, dem er als ein Hofmann antwortete.

Um viel mit wenigen zu sagen, er nahm Besitz von seiner Stelle, und bewies den Einwohnern von Alkaraz gar bald durch seine Klugheit, seine unermüdete Sorgsamkeit, seine Rechtschaffenheit, seine Uneigennützigkeit, seine unpartheyischen Urtheile und seine aufgeklärte Denkungsart, daß sie einen Korregidor hatten, welcher

fähig war einen Staat zu regieren. Und weil er mit den Eigenschaften eines rechtschaffenen Richters auch alle Kenntnisse und Erfordernisse eines Weltmanns vereinigte, so gewann er gar bald die Achtung eines jeden.

Und mit einem solchen Schwiegervater hab ich das Glück mein Leben zuzubringen. Wir halten uns bald zu Alkaraz bey Don Manuel, bald zu Elche, ein Gut drey kleine Meilen von der Stadt, welches wir uns mit dem Mexikanischen Gelde angeschaft haben, und bald auf dem Gute des Don Gregorio auf, dessen Gemahlin sich vortreflich mit der meinigen verträgt, ob sie gleich beyde Schwägerinnen sind.

Ende.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Le Sage, Alain René,

Schulstaub und Hofluft Oder der glücklich gewordene Hofmeister e. neue mit allem Fleiß bearb. Uebers. d. Baccalaureus von Salamanka ; zwey Theile

Bd.: 2

1783

Coburg, Landesbibliothek -- C II 9/40(1/2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919659-5